Heft 8 | Dokumente-Verlag | 1947
3. Jahrgang



okumente

Veröffentlicht von der: STUDIENSTELLE FÜR KULTURELLE, SOZIALE UND WIRTSCHAFTLICHE FRAGEN
Offenburg in Baden, Weingartenstrasse 6, Telefon 1786

Internationale Beiträge
zu
kulturellen und sozialen Fragen

INHALT

Heft 2.– Mark

DOKUMENTE

Internationale Beiträge zu kulturellen und sozialen Fragen

Verantwortlich für die Herausgabe: Jean du RIVAU;
Verantwortlich für die Redaktion: Alfons Erb und Luc-Antoine Boumard.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

In allen Völkern sehen heute alle Verständigen und Gutwilligen die Notwendigkeit ein, den so lange unterbrochen gewesenen gegenseitigen kulturellen Austausch wieder aufzunehmen.

Aus dieser Notwendigkeit heraus, die vor allem von christlichen Kreisen zugleich als Bedürfnis empfunden und als Aufgabe gesehen wird, ist die „Studienstelle für kulturelle, soziale und wirtschaftliche Fragen" mit ihren zwei Zeitschriften entstanden:

Die Zeitschrift „Dokumente" (in deutscher Sprache) dient der Aufgabe, in Deutschland und Österreich über die geistig-religiös-kulturelle, soziale und wirtschaftliche Entwicklung in Frankreich und der Welt zu informieren (durch Übersetzung bedeutender Artikel und Berichte oder durch Originalbeiträge).

Die Zeitschrift "Documents" (in französischer Sprache) informiert ihre Leser über die entsprechende Entwicklung vor allem in Deutschland, Österreich, aber auch im übrigen Mitteleuropa.

Redaktion und Verlag: Offenburg i. Baden, Weingartenstr. 6, Tel. 1786

Inhalt von Heft 8/1947 der "Documents"
(der französischen Ausgabe):

Französisch-deutsches Schriftsteller-Treffen in Lahr

25.—29. August 1947

Im letzten Heft haben wir einen ausführlichen Bericht über das vom „Centre d'études" veranstaltete französisch-deutsche Schriftstellertreffen in Lahr angekündigt *). Mit dem vorliegenden Heft wollen wir dieses Versprechen einlösen. Die Ausführlichkeit dieses Berichtes rechtfertigt sich hinreichend durch die Tatsache, daß diese Tagung den ersten Versuch der Nachkriegszeit darstellt, ein eingehendes persönliches Gespräch zwischen französischen und deutschen Schriftstellern einzuleiten, und daß dieser Versuch durchaus geglückt ist. Die Tagung war, wie Walter Dirks es ausgedrückt hat, von einer Intensität wie wenige andere. Sie war zugleich von *dem* Geiste getragen, an dem nach Christi Wort die Menschen, die den Christennamen tragen, zu erkennen sein sollen. Franzosen wie Deutsche haben sich als Menschen und als Christen in Lahr *wohl* gefühlt, und nicht einer war da, der nicht von Herzen wünscht, daß das dort Begonnene weitergeführt werde.

Die Tagung war gerade das, was wir — eine Arbeitsgemeinschaft französischer und deutscher Christen — mit unserer Arbeit im Offenburger „Centre d'études" und mit der dort erscheinenden Doppelzeitschrift „Dokumente" und „Documents" erstreben: Begegnung im Geiste der Verständigung und in gemeinsamer Aufgabe und Arbeit, im Bewußtsein der Einheit in Christus. Das war der Aspekt und die Perspektive dieser Tagung, und wir haben schon im vorigen Heft einiges dazu gesagt.

Nur ein Schwarmgeist hätte von einer solchen Tagung große unmittelbare, greifbare Lösungen und umstürzende „praktische" Ergebnisse erwarten können. Es handelte sich darum, zu *beginnen*, und es *ist* begonnen worden, nicht nur mit dem Gespräch, sondern auch mit greifbaren Ergebnissen, so weit man sie füglich erwarten konnte. Die menschliche und christliche *Atmosphäre*, das geistige „Klima" hätte man sich kaum besser wünschen können, und damit war und ist die Voraussetzung jeder fruchtbaren Zusammenarbeit gegeben. Vielleicht wird man geltend machen, die Veranstalter einer solchen Tagung selbst seien, vom Ziele gebannt, allzusehr der Versuchung ausgesetzt, vorwegzunehmen, was erst noch zu erreichen wäre. Es wird also nützlich sein, wenn wir uns selbst nicht allzu ausführlich über die Tagung äußern, sondern, zumal in einer Zeitschrift, die sich „Dokumente" nennt, weit mehr „dokumentieren". Das geschieht im Folgenden ausgiebig, und zwar auch dadurch, daß wir der eigentlichen Dokumentation der Tagung selbst Stimmen anderer Teilnehmer beifügen, Stimmen, die wir später noch zu ergänzen gedenken. Auf diese Weise entsteht in etwa, so hoffen wir, ein Gesamtbild der Tagung, das eine Vorstellung von dem gibt,was sie gewesen ist.

Teilnehmer und Vortragsprogramm

Es war von vornherein notwendig, die Teilnehmerzahl zu beschränken, einmal wegen der begrenzten Unterkunfts- und Verpflegungsmöglichkeiten, zum anderen, weil es sich um einen *Beginn* handelte. Die Teilnehmer, rund Fünfzig, bestanden fast genau zur Hälfte aus Franzosen und Deutschen. Auf beiden Seiten konnte eine Reihe bedeutender Männer, von denen man sich einen besonderen Gewinn hätte versprechen können, zu ihrem und zu aller Bedauern nicht erscheinen (vgl. die Eröffnungs-

*) In der nächsten Nummer folgt ein zusammenfassender Bericht über die Soziologen-Tagung, später ein Bericht über ein ebenfalls vom Centre d'études veranstaltetes französisch-deutsches Studententreffen.

ansprache von Jean du Rivau). Anwesend waren — wir beschränken uns auf die Schriftsteller:

Franzosen: Bertrand d'Astorg („Esprit"); Pierre Boisselot („Centre d'information catholique"); Robert Bosc („Etudes"); Th.-G. Chifflot („La Vie Intellectuelle"); J.-P. Dubois-Dumée („Témoignage Chrétien"); Raymond Gid; Michel Guervel („Documents"); Roger Heckel; Pierre Lorson; Henri de Lubac; Claude Magny; C.A. Moreau; Robert Morel; Emmanuel Mounier („Esprit"); Henri Perrin; Jean du Rivau („Documents"/„Dokumente"); Joseph Rovan; Roland-Gosselin; Antoine Wiss-Verdier („Documents"/„Dokumente").

Deutsche: Anton Dietzenschmidt; Walter Dirks („Frankfurter Hefte"); Ludwig Döderlein; Ulrich Doertenbach; Alfons Erb („Dokumente"/„Documents"); Ida Friederike Görres; Franz Hillig („Stimmen der Zeit"); Jakob Kneip („Rheinisches Kultur-Institut"); Eugen Kogon („Frankfurter Hefte"); Erwin K. Münz („Union Mondial d'Ecrivains Catholiques"); Eckart Peterich; Maria Schlüter-Hermkes; Karlheinz Schmidthüs („Herder-Korrespondenz"); Franz Josef Schöningh („Hochland); Gustav Strohm („Stuttgarter Rundschau"); Josef Thielmann („Der Ueberblick"); Walter Warnach; Walter Weidner („Die Besinnung"); Franz Johannes Weinrich.

Die Tagung begann am Abend des 25. August mit einem Empfang beim Gouverneur des Kreises Lahr. *M. de Rendinger*, selbst Schriftsteller und Dichter, wollte der Tagung auf diese Weise seine Sympathie bezeugen. Er betonte gleichzeitig, daß er damit dieser von privater Seite veranstalteten Tagung keinerlei offiziellen Charakter verleihen wolle. Was er für die Tagung getan habe, sei geschehen, um sie zu ermöglichen, nicht, um sie zu beeinflußen oder in ihrer Freiheit einzuengen.

Am Morgen des 26. August begann das eigentliche Tagungsprogramm. Die Zahl der Vorträge war bewußt beschränkt worden, damit den Teilnehmern möglichst Zeit blieb, in Aussprachen zu zweien oder in kleinen Gruppen nach freier Wahl, je nach Anliegen und geistiger Verwandtschaft, die Kontakte aufzunehmen, die sie wünschten.

Die Vortragsfolge lautete:

1. *Jean du Rivau:* Eröffnungsansprache.
2. *Eckart Peterich:* „Was haben sich französische und deutsche Schriftsteller heute zu sagen?" („Ce que peuvent se dire des écrivains français et allemands?"). Korreferate: *Emmanuel Mounier* und *Claude-Edmonde Magny.*
3. *Robert Morel:* „Die Verantwortung des Schriftstellers im spirituellen Bereich" („L'écrivain et le plan spirituel"). Korreferat: *Franz Josef Schöningh.*
4. *J.-P. Dubois-Dumée:* „Die Verantwortung des Schriftstellers im sozialen Bereich" („L'écrivain et le plan social"). Korreferat: *Walter Dirks.*
5. *Eugen Kogon:* „Die Verantwortung des Schriftstellers auf internationalem Gebiet" („L'écrivain et le plan international"). Das Korreferat fiel wegen Verhinderung des vorgesehenen französischen Referenten aus.

Die *französischen* Referate bringen wir auf den folgenden Seiten in vollständiger Uebersetzung (die „Documents" veröffentlichen umgekehrt die deutschen Referate in französischer Uebersetzung). Um aber ein Bild des Ganzen zu geben, haben wir auch die *deutschen* Referate in Zusammenfassungen in diese Nummer hineingenommen. Soweit die Bearbeitung der deutschen Referate von der Redaktion vorgenommen wurde, haben wir uns bemüht, alles, worauf es dem Autor selbst besonders ankam, wiederzugeben. Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß die Verantwortung für den Inhalt bei den Referenten liegt — wir bringen die „Dokumente" der Tagung und enthalten uns eigener Stellungnahme, so sehr wir auch bisweilen zu

einer solchen versucht wären (etwa bei den Stellen über die Schuldfrage oder über den bewaffneten Widerstand der Christen in Eckart Peterichs Referat, wo wir einige — nicht „kluge", sondern notwendige — Unterscheidungen für angebracht hielten).

Die französischen Redner

Bevor wir die Referate folgen lassen, seien zunächst die französischen Referenten ein wenig vorgestellt:

Jean du Rivau: Père jésuite, zu deutsch: Jesuitenpater. Wie geschaffen, um Vorurteile gegen Jesuiten in persona zu widerlegen. Als Direktor des Centre d'études von Offenburg und als Herausgeber dieser Zeitschrift, die sich hier mit ihm beschäftigt, ohne daß er es ahnt — unter gutem Mißbrauch seines vollen Vertrauens, das er seinen deutschen Mitarbeitern entgegenbringt — sozusagen „Hausherr" der Tagung — ein großherziger und großzügiger Hausherr (man muß schon diese beiden Worte kombinieren, um das zu bezeichnen, was die Franzosen mit dem einen Wort généreux zum Ausdruck bringen). Ein Mann von Noblesse und ein Priester mit weitem Herzen, zu jeder Hilfe, jedem Dienst bereit. Ein Mensch, ein Mann, ein Priester, dem die großen Angelegenheiten der Menschheit, die menschheitsverbindenden Anliegen des Reiches Gottes erfüllen und zur Aktivität treiben, der den Ruf Gottes in der Zeit vernommen, der sich die christliche Einheit und Zusammenarbeit über die Grenzen von Nation und Staat hinweg, vor allem zwischen Frankreich und Deutschland, nach diesem Jahrzehnt der Zertrümmerung zur Lebensaufgabe gemacht hat. Das Wort von den „frères allemands", den „deutschen Brüdern", das er, ein Franzose bis in jede Geste, so ehrlich ausspricht, bezeichnet seine Haltung, seine Stellung, seine Arbeit, sein Ziel.

Emmanuel Mounier: Etwas über 40 Jahre alt, ein geringes Alter also im Vergleich zu dem, was er bereits an Staub aufgewirbelt, an Bewegung und Auseinandersetzung hervorgerufen hat. Prototyp des „écrivain engagé". Er gibt nicht nur eine Zeitschrift „Esprit" heraus, sondern hat in der Tat „esprit" auszugeben. Er ist nicht nur der Begründer des „Personalismus" — er ist selber eine Persönlichkeit. Ein Mann von Profil, ein ebenso kämpferischer, entschiedener Geist wie sympathischer, herzlicher, offener Mensch, prägnant, scharf in der Formulierung, bescheiden im Auftreten. Oft wandelt er auf schmalen Grenzgraten, unter allen Gefahren, die das einschließt. Er hat begeisterte Anhänger und frontale Gegner (nicht zuletzt in christlichen Kreisen). — Seine Zeitschrift „Esprit", 1932 zu Paris begründet, wurde unter der Vichy-Regierung verboten, er selbst vor die Gerichte und in die Gefängnisse geschleppt. Seit der Befreiung Frankreichs hat die Zeitschrift ihre Auflage vervierfacht; sie gehört zu den in- und außerhalb Frankreichs meist erwähnten, meist diskutierten, meist umstrittenen Publikationen unserer Zeit. — Seine Bücher: La pensée de Charles Péguy (Péguy als Denker); Révolution personnaliste et communautaire (Die personalistische und kommunitäre Revolution); Manifest au service du personnalisme (Das Manifest des Personalismus, in sieben Sprachen übersetzt); De la propriété capitaliste à le propriété humaine (Vom kapitalistischen Eigentum zum menschlichen Eigentum); L'Affrontement Chrétien (etwa: Die Stellung des Christen gegenüber der heutigen Welt); Liberté sous conditions (Freiheit unter Bedingungen); Traité du Caractère (Abhandlung über den Charakter).

Claude-Edmonde Magny: Eine elegante, lebhafte Pariserin, die in der französischen Literaturkritik einen obersten Rang einnimmt. Vertraut mit allem, was mit Literatur zu tun hat, insbesondere auch mit der angelsächsischen Literatur und mit den jüngsten Strömungen und Richtungen, und kehrt doch in keiner Weise den Experten heraus. — Bücher: Les sandales d'Empédocle (Die Sandalen des Empedokles); Précieux Giraudoux.

Robert Morel: Franzose aus dem Elsaß, 25 Jahre alt, schrieb mit 19 Jahren sein erstes Buch, ein Leben Johannes des Täufers. „Ich komme nicht aus Paris, sondern

aus einem Alpendorf", so leitet er seinen Vortrag ein. Diesen jungen Schriftsteller und Dichter zu sehen, zu hören, zu erleben, war für alle Deutschen ein besonderes Ereignis. Er hat sich einen sicheren Platz in den Herzen erworben. Von klarer, quellenreiner Gesinnung, gläubig bis in die letzte Faser, radikal in Leben und Wort, kindlich demütig in der Haltung, unbekümmert und frei von Menschenfurcht im Bekenntnis, mit dem ganzen Elan der Jugend — wahrhaft ein Zeuge und ein Zeugnis für alles, was er mit heißem Herzen glaubt und liebt. Mit seinen jungen Jahren schon unbeugsamer Kämpfer in der Widerstandsbewegung, in der er unbewaffnet oder richtiger: bewaffnet mit der Rüstung, die St. Paulus beschrieben, mit seinem ganzen Glauben an Gott, mit all seiner glühenden Liebe, mit der Reinheit seines Herzens und Gewissens wider die Mächte der Finsternis stritt. Auf die Bitte um einige biographische Angaben, gab er uns diese: „Vor Gott ein Sünder, 25 Jahre alt, lange Beine und drollige Augen, Familienvater und Vater von zwölf Büchern, Romanen wie Gedichten, Essays wie Pamphleten, und aus verschiedenen privaten und öffentlichen Gründen entschieden Abenteurer Gottes in meinem Leben und in meinen Werken bis zum letzten Hauch". — Seine Werke: L'Annonciateur (Der Vorläufer, Leben Johannes des Täufers); La Mère (Leben Mariens); L'Evangile de Judas (Das Evangelium des Judas); La Litterature clandestine (Die Geheimliteratur der Widerstandsbewegung); De la Terre et du Ciel (Von Erde und Himmel, Essays); Les Lendemains (An den folgenden Tagen; Gedichte); Contre les Hommes (Gegen die Menschen, Gedichte); La Farce de Judas (Das Judasspiel, Bühnenstück); Saga (Roman); Manière de vivre (Wie man lebt, Roman); Vous aurez (Ihr werdet haben, Roman).

J.-P. Dubois-Dumée: Nicht ganz dreißig Jahre alt, Chefredakteur der großen Pariser Wochenzeitung „Témoignage Chrétien" („Christliches Zeugnis"). Höchst kultiviert, feines Profil, ebenso weit und aufgeschlossen wie sicher und bestimmt in seiner christlichen Haltung und in seinem Urteil, präzise und nuanciert in der Formulierung. Ein Redner, dem zuzuhören ein Genuß ist. Ein Journalist von Format, der sich sogleich Sympathien gewinnt. Er kämpft einen guten Kampf, nicht trivial, aber entschieden auf der Seite der Wahrheit und Gerechtigkeit. Einer von denen, die das „Komplott des Schweigens" brechen, wenn ringsum es keiner wagt (bei Dingen, von denen ein ehrlich christlicher Mann nicht sprechen kann, ohne auf Partei-, nationale oder andere Nerven zu fallen). Ein Mann, von dem man, wie Eugen Kogon sagte, von nun ab weiß: ein Kämpfer auf der anderen Seite. — Verfasser von: Solitudes de Péguy (Der einsame Péguy).

Alfons Erb

Ueberwindung der Grenzen

Ansprache zur Eröffnung des deutsch-französischen Schriftstellertreffens in Lahr

Von Jean du Rivau

Mit großer Freude heißen wir Sie hier alle willkommen und danken Ihnen, daß Sie unserm Rufe gefolgt sind. In Ihrem und in meinem Namen darf ich bei dieser Gelegenheit zugleich all den hochgestellten Persönlichkeiten Dank sagen, die es möglich gemacht haben, daß wir uns hier in voller Freiheit versammeln, um unsere Ideen auszutauschen, miteinander Fühlung zu nehmen und uns gegenseitig besser kennen zu lernen.

Gestatten Sie mir weiterhin, daß ich, bevor ich den Vortragenden das Wort erteile, ihnen in aller Namen dafür danke, daß sie es so bereitwillig übernommen haben, hier über jene Themen zu sprechen, um die unsere Gespräche kreisen werden. Zu unserm größten Bedauern ist es uns nicht vergönnt, von deutscher Seite die Her-

ren Guardini, Reinhold Schneider, Weismantel, Pechel, Kunisch, P. Frz. Stratmann und P. Th. Hoffmann und von französischer Seite die Herren d'Harcourt, Lacroix, Vermeil, Vercors, Hourdin, Boucher, de Gandillac und Béguin unter uns zu haben. Sie sind entweder durch Krankheit oder früher eingegangene Verpflichtungen oder auch infolge nicht rechtzeitiger Erteilung der nötigen Genehmigungen am Erscheinen verhindert und haben mich beauftragt, sie zu entschuldigen.

Es handelt sich keineswegs darum, rückwärts zu blicken . . . Wir haben einen Abscheu vor dem Negativen. Die Vergangenheit kann nur insofern dienlich sein, als sie uns Hinweise für die Zukunft gibt, aber die Zukunft allein ist es, der unser Interesse gehört.

Es geht um konstruktive Arbeit — nicht um negative Kritik. Es handelt sich darum, vorwärts zu gehen — nicht darum, auf der Stelle zu treten.

Anders als nach 1918, wo jeder sich auf sich selbst zurückzog, suchen wir heute, uns zu treffen, um eine „neue Stadt" zu bauen, endlich überzeugt von der Sinnlosigkeit dessen, was Lyautey — ein gewiß unverdächtiger Mann — schon damals, als er über den Krieg von 1870 sprach, einen „Bürgerkrieg" nannte.

Ebenso wie eine Entwicklung vom Sippen- zum Stammesbewußtsein, vom Stammes- zum Nationalbewußtsein stattgefunden hat, ebenso müssen wir zu dem Begriff einer menschlichen Gemeinschaft kommen, die die Grenzen-Ideologie überwindet und sich über die Grenzen hinweg verwirklicht (wobei natürlich jedem Lande seine Eigenart, die ihm besonderen Züge und Neigungen gewahrt bleiben sollen). Die Grenzen-Ideologie ist heute überholt. Sie ist ein Erbe aus militärischen Ueberlieferungen, für die die Grenzen Schranken waren, vergleichbar der Maginot- und Siegfriedlinie, die sich als völlig unzureichend erwiesen haben, das Wohlergehen der Völker zu sichern.

Die eine bestimmte Gruppe von Menschen, einen bestimmten Lebensbereich umfassende Liebe entspricht einer natürlichen Veranlagung. Diese Liebe muß zunächst da sein, damit sie sich dann auf alles ausweiten kann, was Mensch heißt.

Ein Patriotismus, der lediglich ein Akt des Selbstschutzes oder der Selbstverteidigung wäre, muß heute abgelehnt werden. Insofern, als er Liebe nur zu einer Gruppe ist, bedeutet er seinem Wesen nach Beschränkung, Verarmung, Abriegelung. Er geht gegen die Veranlagung des Menschen, gegen das allgemeine Streben, über sich hinauszukommen und sich einem Nächsten zuzuwenden, den man „den Ausländer" nennt.

Ein solcher Patriotismus erzeugt also Gegensatz. Die Tatsache, daß es eine Vielzahl von Vaterländern gibt, läßt sich mit einer Liebe, die exklusiv wäre, nicht vereinbaren. Jede nationale Gruppe tendiert dahin, eine autonome Gruppe zu bilden, mit eigener Kultur, mit eigenen Interessen, die denen der anderen oft entgegengesetzt sind, und darin liegt ein Anreiz zu einer gewissen Ausschließlichkeit, die in Wirklichkeit Totalitarismus ist. Und dieser Totalitarismus ist es, den wir verdammen, denn er ist die Quelle alles Egoismus' und aller verheerenden Katastrophen. „Der Egoismus des Mächtigen ist die höchste Form der Moral", sagt Nietzsche.

In der wunderbaren Mannigfaltigkeit an Menschen, an Veranlagungen, spiegelt sich der Reichtum der Schöpfung wieder.

Es gibt also eine Mannigfaltigkeit an Reichtum, an Werten. Wer sich ihr verschließt, beraubt sich ihrer. Wer sie verwischt, hebt sie auf.

Eben diese Mannigfaltigkeit der Gaben, der Werte verurteilt durch sich selbst jenen falschen Internationalismus, der den erstgegebenen, mir nächsten Wert nicht gelten läßt, der von vornherein meine Zugehörigkeit zu meiner Zeit, zu meinem Lebensbereich, zu meinem Lande außer Betracht läßt und aus mir gleich und unvermittelt einen Universalmenschen machen will.

Jeder Mensch, jede Gruppe von Menschen oder, anders gesagt, jedes Volk muß also zunächst seinen Anteil am Schöpfungsreichtum, seine eigene Gabe und Habe

entwickeln, um sie dann der menschlichen Gemeinschaft zuzuführen. Ich muß zwar der Mannigfaltigkeit der Menschen und der Menschheit inne werden, ich muß die Grenzen ihrer einzelnen Erscheinungsformen fühlen, aber ich muß zunächst „ich selbst" bleiben. Auf der einen Seite habe ich mich in ein bestimmtes menschliches Lebensgefüge zu stellen, um es möglichst auszuweiten, auf der anderen Seite muß ich wieder aus ihm heraus, um mein Menschsein zu erfüllen und über mich selbst hinauszukommen. Eine „Inkarnation" also, aber sie ist nur echt, wenn sie aus mir einen glühenden Patrioten macht, der in seinem Lebensbereich wurzelt, und wenn ich gleichzeitig dahin gelange, mit der Ausschließlichkeit und dem Egoismus der vielzähligen Gruppen zu brechen, um die menschliche, also universale Einheit zu realisieren. Ein Volk kann also nur in dem Maße sein Dasein rechtfertigen und seine Berufung erfüllen, wie es — durch die Menschen, aus denen es sich zusammensetzt — die große Universalsymphonie aus seinem Anteil am Schöpfungsreichtum bereichert und seinen Akkord hinzugibt. Dieser Akkord wäre unvollständig oder unrein, wollte irgendein Land sich dieser Aufgabe entziehen.

Es gibt also einen verirrten Patriotismus — es ist der, der nur sein eigenes Volk, eben weil es das eigene ist, lieben und alle anderen von der Liebe ausschließen läßt.

Da gibt es ferner einen, wenn auch rechten, so doch steckengebliebenen Patriotismus — es ist der, der in Liebe zu seinem eigenen Volk und in Achtung vor den anderen Völkern besteht, wobei diese Achtung aber auf das begrenzt ist, was die Gerechtigkeit gebietet.

Da gibt es schließlich aber den Patriotismus in seiner höchsten Form — es ist der, der zwar die Liebe zum eigenen Volke einbegreift, diese Liebe aber einer universalen Liebe integriert und einfügt. Das bedeutet einen Begriff der Gerechtigkeit, der überhöht und sublimiert wird durch eine Liebe zu allem, was Menschenantlitz trägt.

Das hat nichts zu tun mit dem Unsinn eines Kosmopolitismus, dem die konkrete „Nächstenliebe" nichts gilt, der sich dafür aber in einer vagen „Fernstenliebe" ergeht. „Nicht obwohl, sondern weil wir Patrioten sind, müssen wir alle Menschen lieben", wie Fessard es ausgedrückt hat.

Das Vaterland über alles setzen heißt, es mindern, heißt, seine Berufung zunichte machen, heißt, ihm seinen Anteil an der gegenseitigen Bereicherung versagen, heißt sogar, diese Bereicherung verneinen. Es bedeutet, jenen Elan verkümmern lassen, der zu einem menschheitlichen Stadium der Entwicklung antreibt. Es ist ein degradierter Patriotismus, beschränkt auf eine fleischliche Liebe, die den Keim der Zerstörung in sich trägt, wie Jean Lacroix in seiner Broschüre „Personne et Amour" bemerkt hat.

Die Völker sind für Aufgaben auserwählt, die sie nur erfüllen können, wenn jedes seinen Teil an Reichtum zur Menschheitsgemeinschaft beiträgt, zu dieser Menschheit, die unterwegs ist. Es handelt sich also letztlich darum, zu dienen, aber um dienen zu können, muß man zunächst sein, und um groß dienen zu können, muß man so reich wie möglich, so groß wie möglich und so vollendet wie möglich sein.

In diesem Sinne, so glaube ich, meine Herren, haben wir uns auf beiden Seiten entschlossen, uns hier zu vereinigen, um in gemeinsamer Arbeit zu sehen, womit wir einander bereichern können, was wir einander an Werten zu geben haben.

Da der größte Reichtum eines Landes der ist, welcher aus seinem Herzen und aus seinem Denken kommt, war es nur natürlich, Sie, meine Herren, die Sie beides verkörpern, die Sie führend und richtunggebend in Ihrem Lande stehen, zuerst zusammenzurufen.

Für den Schriftsteller bedeutet es eine nicht geringe Verantwortung, seine Landsleute auf den Straßen, auf denen die Karawanen der Menschheit einherziehen, wirklich zu orientieren — auf diesen Straßen, die von entgegengesetzten und egoistischen Interessen versperrt sind.

Was nun der Verlauf der Tagung angeht, so ist zunächst das Gelände zu ebnen: zu Beginn wollen wir sondieren, was sich deutsche und französische Schriftsteller heute zu sagen haben, das heißt, wir wollen einander bezeichnen, welches unsere vordringlichen Anliegen sind. Dann wollen wir uns drei Tage hindurch in allem Freimut und in aller Loyalität in gemeinsamer Arbeit darüber Rechenschaft abgeben, welche Verantwortlichkeiten und verpflichtenden Aufgaben wir im spirituellen, im sozialen und im internationalen Bereich gegenseitig auf uns zu nehmen haben.

(Aus dem Französischen übersetzt)

Thema: „Was haben sich französische und deutsche Schriftsteller heute zu sagen?"

Das Thema war als Einleitung des Gespräches gedacht. Als französischer Partner Eckart Peterichs war Pierre Emmanuel vorgesehen. Da er verhindert war, sprangen Emmanuel Mounier und Claude-Edmonde Magny ein.

I. Der Vortrag von Eckart Peterich*

Eckart Peterich begann mit Worten der Begrüßung und des Dankes und fuhr dann fort:

In Stunden, da zwei Nachbarn, die durch bitteren Zwist jahrelang getrennt waren, zum erstenmal wieder zusammenkommen, waltet die heilige Hoffnung, und darum ist auch diese Stunde eine geheiligte.

Unterstreicht man in dem gestellten Thema das Wörtchen „heute", dann wird die Frage schwer. Denn das Gespräch zwischen den beiden Nachbarn wird ohne den Mut zum Bekenntnis nie zum Ziele führen. „Es ist zum Scheitern verurteilt, wenn dabei nicht jeder bekennt, was er zu bekennen hat, jeder bereut, was er zu bereuen hat, jeder verzeiht, was er zu verzeihen hat, und all das von ganzem Herzen, auch wenn der eine mehr zu bekennen und zu bereuen hat und der andere mehr zu verzeihen." Von hier, von Bekenntnis, Reue, Vergebung, diesen drei ruhmreichen Akten des Verstandes, des Gemütes, des Geistes, muß ausgegangen werden. So habe ich als Deutscher mit dem Bekenntnis der deutschen Schuld zu beginnen, und zwar, meiner tiefen Ueberzeugung nach, der Schuld jedes Einzelnen von uns und unserer Gesamtschuld. Das Anliegen dieser Deutschen, die so denken wie ich — und es sind viele — ist es, die Nation zu diesem Bekenntnis und zu dieser Reue zu bringen — ein Anliegen, bei dem sie vielleicht mehr Erfolg hätten, wenn sie den Bekennenden und Bereuenden mit Gewißheit auch das versprechen könnten, was nach natürlichem und göttlichem Gesetz darauf folgen müßte: die Vergebung. „Sie bitten Gott um diese Vergebung. Und bitten auch alle die darum, welche glauben, daß ihnen ein Recht zur Vergebung zusteht: dieses höchste Recht souveräner Gewalten."

Dann wandte sich Peterich den Fragen zu, die den Nachbarn heute seiner Meinung nach als die dringendsten erscheinen müssen: Demokratie, Sozialismus und das Verhältnis des Christentums zu beiden:

*) Zusammenfassung auf Grund des Manuskriptes durch die Redaktion. Wörtlich angeführte Stellen sind gekennzeichnet. Red. d. Dok.

Nach der völligen Knechtschaft sind wir nicht nur Demokraten, sondern Fanatiker der Freiheit, der ganzen Freiheit, also auch der Freiheit des Menschen im sozial-wirtschaftlichen Raum. Der sittlich denkende Mensch in Europa ist heute Sozialist, weil er die ganze Freiheit bejaht, weil er den größtmöglichen Grad auch wirtschaftlicher Freiheit will. Nicht um soziale Konzessionen handelt es sich, sondern um einen revolutionären Versuch, in einer Welt der höchsten Ungerechtigkeit die größtmögliche Gerechtigkeit, die Gleichheit, und zwar nicht nur vor dem Gesetz, sondern auch in der Wirtschaft herzustellen. Welchen Wert aber hätte die Gleichheit und wie könnten wir sie gegen ihre Feinde verteidigen, wenn uns die Freiheit fehlte? „Ich glaube, daß das Verhältnis zwischen Freiheit und Gleichheit eines der großen Themen eines deutsch-französischen Gespräches sein muß, wobei Frankreich sich dabei erinnern wird, daß es die Heimat der europäischen Freiheit, Deutschland, daß es die Heimat des internationalen Sozialismus ist".

Wer wie der echte Demokrat und der echte Sozialist die Freiheit über alles stellt, wird auch die Freiheit des Christen nie und nirgends beschneiden. Man muß aber hinzufügen, daß umgekehrt auch der Christ die Freiheit der anderen nicht zu fesseln versuchen darf. „Die Freiheit des Christen ist beschränkt durch seine Gebundenheit an Gottes Gesetz, für ihn ist Gleichheit vor allem Gleichheit vor Gott, aber weil er durch diesen Glauben höhere Formen der Freiheit und der Gleichheit kennt, wird er deren irdische Abbilder nicht zerstören dürfen... Welcher Christ aber dürfte abwehren, wenn der Versuch gewahrt wird, schon in dieser Welt den höchsten möglichen Grad von Gerechtigkeit — selbstverständlich auch von wirtschaftlicher Gerechtigkeit — zu erreichen? Und welcher Jünger Jesu könnte ein Feind der Freiheit sein — das heißt: andere Menschen ihres gerechten Glückes berauben — oder ein Feind der Gleichheit — das heißt: ein Kind Gottes dem anderen vorziehen —, ohne auf das Tiefste gegen das Grundgesetz seiner Religion zu verstoßen: die Nächstenliebe?" Dieses Gebot der Nächstenliebe läßt jeden, der es nur einmal in seiner ganzen Größe vernommen hat, niemehr zur Ruhe kommen. Es macht aus dem Christentum die größte aller Menschheitsrevolutionen, die sich von allen anderen Revolutionen dadurch vollkommen unterscheidet, daß sie nie und nirgends abgeschlossen ist, es sei denn im ewigen Jerusalem. Die Wahrheit, die ewige und unvergängliche, kann nicht berufen sein, irgendwie das Vergängliche dieser Welt zu erhalten. Auch die himmlische Tugend der Nächstenliebe hat ihr irdisches Spiegelbild: die Brüderlichkeit — das dritte der drei großen, unvergänglichen Worte, die von Frankreich aus in die Welt gegangen.

„Mit diesen Gedanken will ich das Verwickelte nicht vereinfachen, das Schwere nicht leicht machen. Nichts sei ferner von mir als so etwas wie ein christlichsozialdemokratisches Einheitsprogramm. Ich sage nur dies: wenn sich die Nachbarn zum Gespräch finden, werden sie zunächst über diese drei großen Ideen sprechen, die sie am tiefsten bewegen, und noch mehr über das Verhältnis dieser drei Ideen zueinander".

Darauf ging Eckart Peterich zu dem über, was ein Gespräch unter Schriftstellern im besonderen angeht:

„Ich glaube, man kann in zweierlei Art und Weise von Literatur und Dichtung reden: von dem, was an ihr das alte, ewig Wahre ist, die Ueberlieferung, und von dem, was an ihr das Neue ist, ohne daß das Wahre seine Wirkkraft verliert. Die Griechen haben das in ihrer Art sehr schön gesagt, als sie lehrten, Mnemosyne sei die Mutter der Musen. Mnemosyne ist die Ueberlieferung. Die Musen aber sind das Neue."

Aus Mnemosyne, der Ueberlieferung in unserer Kultur und Kunst, lebt der Neuhumanismus, die neuerwachte Liebe zu den Griechen, die uns wohltut, denn wir brauchen dieses Licht, damit es unsere Finsternis erhellt. Die darin ruhende Gefahr aber muß klar erkannt werden: „Auch der Teufel ist ein Philhellene: im Namen der reinen Menschlichkeit entschuldigt er nicht nur das Allzumenschliche,

sondern auch des Menschen Elend und lockt zum ‚Uebermenschentum'". Die Gefahr aber ist gebannt, wenn wir eine andere geistige Macht unserer Kultur- und Kunstüberlieferung nicht vergessen: das heilige Morgenland. „Wenn wir neben die Hirtenherrlichkeit auf der Insel Alkinoos die Hirtenherrlichkeit Abrahams, Isaaks und Jakobs, neben Arete und Nausikaa Zarah und Rahel stellen, neben die hellenische Menschlichkeit die israelitische Gerechtigkeit, neben das Parthenon die Bundeslade, neben Hesiod und Pindar die Psalmen und die Propheten". Als Europäer und als europäische Schriftsteller leben wir aus dieser zweifachen Ueberlieferung: der griechischen und der jüdischen.

„Nichtgriechen nannten die Griechen Barbaren. Wir werden, glaube ich, jeden Barbaren nennen, der ein Feind der Griechen ist, gerade auch einen Christen, dem ja sein Evangelium in ihrer Sprache verkündet war. Wie aber nennen wir einen, der ein Feind der Juden ist? Einen Antisemiten. Das ist ein Wort ohne Gewicht, unbrauchbar um einen Menschen zu benennen, der noch viel barbarischer ist als ein Griechenfeind. Denn was kann es — auch für den, der nicht an Gott glaubt — Barbarischeres geben, als wider das Volk zu sein, zu dem Gott selbst gesprochen hat, in dem Er Mensch wurde, gegen das Volk, das uns die beste Hälfte unserer Kultur und vor allem unsern Gott gegeben hat, weil Er sich ihm gab? Denn im Namen dieses Gottes ist alles in Europa geschehn, was auch die bewundern und lieben und verehren, die nicht an diesen Gott glauben. Ich bin überzeugt davon, daß es heute kein sicheres Zeichen für echte Bildung, echtes Künstlertum, echte Geistigkeit gibt, als das Verhältnis, das einer zu Israel hat. Darum haben sich die Unbildung, das Spießertum, der Widergeist an nichts so blutig versündigt, wie an den Juden. Die Welt ist voll von diesem Barbarentum nicht wider die Bildung, sondern wider den Geist und wider Gott. Und während das nachbarliche Gespräch sich langsam wieder anspinnt und um das kreist, was die beiden Gesprächspartner am tiefsten bewegt und auch um das alte Wahre, das Ueberlieferte sich müht, wollen wir uns daran erinnern, daß es einen geistigen Probierstein gibt, der im Geistigen das Echte vom Unechten scheidet, unfehlbar: Israel. Gerade für uns Deutsche. Israels Gott ist es, der zu seinem Volke gesagt hat: mein ist die Rache. Er ist es, der uns geschlagen hat. Er allein ist es, der uns wieder aufrichten kann. Wie wir zu seinem Volke stehn, auch wo es Ihn verkennt, das entscheidet über unsere geistige Zukunft und über die geistige Zukunft aller, die sich Christen nennen. Und es könnte sein, daß Heiden, die die Schmach antisemitischer Gefühle nicht kennen, Gott näher stehen als sie."

Aber wenden wir uns dem Neuen zu, den Musen. Von ihnen sprechen heißt, von ihren uralten, aber ewig neuen Gegenständen sprechen: Natur, Liebe und Glaube, diesem Unsterblich-Dichterischen. Aber dies nicht allein — auch das Politische hat immer dazu gehört, auch zur größten Poesie (etwa bei Dante, Shakespeare, Hugo, Schiller). Aber nicht jedes politische Anliegen kann ein poetisches sein: nicht die Demokratie, aber die Freiheit, nicht der Sozialismus, aber die Gerechtigkeit, nicht der Staat, aber die Heimat, das Vaterland. Auch unsere Zeit hat etwas Politisches, das sie in Poesie verwandeln kann: den Widerstand, das Maquis. „Das Erinnern daran wird voll echter, voll schmerzlich-ergreifender Poesie sein. Noch bedeutsamer aber für das nachbarliche Gespräch wird es werden, wenn es auf den Widerstand der Zukunft kommt, auf den möglichen Widerstand der Zukunft. Denn beide Nachbarn sind ja tief gewarnt: es gibt Zeiten, in denen das Gespräch schon über den Widerstand lebensgefährlich ist. Sie werden es also jetzt, in der Freiheit führen wollen. Sie werden darüber einig zu werden versuchen, wem und unter welchen Umständen Widerstand entgegengesetzt werden muß, und zwar zunächst grundsätzlich und ohne zu lokalisieren. Denn noch ist unsere geistige Lage nicht so klar, daß sie schon jetzt eine Entscheidung treffen könnten. Jedenfalls werden sie in der Freiheit darüber miteinander zu Rate gehen, wie man die Freiheit verteidigen kann, und wie man

die Gleichheit, ohne die Freiheit keine echte Freiheit ist, erringen kann, ohne die Freiheit zu verlieren. Sie werden dabei nicht nur vom geistigen, sondern auch vom bewaffneten Widerstande reden... Sie haben gesehen, wie schwer bewaffnet das Böse durch die Welt geht, und so werden sie sich darüber klar sein, daß auch das Gute, an das sie glauben, die Waffen nehmen und tragen muß — so schmerzlich ihnen das ist... Ich will die Schwierigkeiten nicht verkennen. Die Moraltheologen finden die Frage, ob ein Christ bewaffneten Widerstand leisten darf, fast unlösbar. Wahrscheinlich haben sie Recht: welche ganz große Frage im Leben eines Christen ginge denn überhaupt so ohne Weiteres auf? Das Gebot ‚Du sollst nicht töten' bindet ihn. Aber wie oft haben sich Christen von ihm entbunden! Sollen wir sie alle verdammen, etwa die Kreuzritter? Durchaus nicht! Denn wenn es einem Christen überhaupt erlaubt ist, die Waffen zu führen, wenn uns die Kirche nicht ein für alle Male und unmißverständlich das Gesetz gibt: du darfst nie und nirgends und unter keinen Umständen zu den Waffen greifen, du darfst nicht einmal in der Notwehr stechen oder schießen, du mußt das Wort vom Backenstreich immer und überall verfolgen bis in den bitteren Tod, wenn sie uns dies Gesetz *nicht* gibt, dann wüßte ich wirklich *nichts* auf der Welt, was einen Christen *mehr* zum Tragen von Waffen berechtigen könnte als der Widerstand gegen Inkarnationen Satans in Staat und Politik. Das Problem des christlichen Widerstandes, auch des bewaffneten, ist *das* christliche Problem unserer Zeit. Aber wie alle christlichen Fragen läßt es sich nicht mit einem einfachen Ja oder Nein beantworten: das Geheimnis des Glaubens erhellt und verdunkelt zugleich. Wir werden bewaffneten Widerstand zu leisten haben und *doch* wissen, daß wir nicht töten sollen. Erinnern wir uns dabei wiederum daran, daß wir vollkommen sein sollen, vollkommen wie Gott, und doch Gefallene sind. Wer dadurch nicht irre wird, der wird im Glauben stark werden."

Zum Schluß seines Vortrages erinnerte Eckart Peterich daran, daß man vor vierzig oder fünfzig Jahren auf einer Zusammenkunft wie dieser fast nur von der Form und so gut wie gar nicht von den Inhalten gesprochen haben würde:

„Es kennzeichnet unsere Zeit, daß uns heute diese Inhalte so sehr viel mehr am Herzen liegen. Sie werden mit mir darüber einstimmen, daß ein Gespräch zwischen Schriftstellern *heute* vor allem, ja fast ausschließlich um die Inhalte kreisen wird; und ganz besonders ein Gespräch zwischen französischen und deutschen Schriftstellern — heute. Von diesen möglichen Inhalten habe ich hier einige genannt".

„Im Namen Gottes wollen wir nun das nachbarliche Gespräch beginnen, das uns mit heiliger Hoffnung erfüllt. Dessen Ergebnis aber möge sein, daß keiner dem anderen je wieder ein Leid zufüge: vor allem *mein* Haus niemals mehr dem Hause, über dessen Pforte die lebendig machenden Worte stehn: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, und das heute wie kein anderes in der Welt die Aufgabe zu lösen versucht, die für Christen wie für Nichtchristen unserer Zeit vor allem gestellt ist: die Gleichheit in der Freiheit und Freiheit in der Gleichheit zu verwirklichen. Sobald unser Volk, von der furchtbarsten alltäglichen Not des Hungerns und Frierens erlöst, fähig sein wird, an den geistigen Kämpfen unseres Jahrhunderts wieder wirksamen Anteil zu nehmen, wird es ebenfalls, daran zweifle ich nicht, diese schwere Gleichung zu lösen suchen, die der Menschheit aufgegeben ist. Und dann wird aus dem nachbarlichen Gespräch über diesen erhabenen Gegenstand vielleicht das nachbarliche Zusammenwirken werden, von dem die besten und klügsten Menschen diesseits und jenseits des Rheins seit Jahrhunderten geträumt haben. Möge der wunderbare Strom endlich aufhören, ein Höllenfluß zu sein, ein Leichenverschlinger, ein blutgefärbter, und, wie der Nil im Aegyptenland, das große Wasser unserer Freude und unseres Friedens werden!"

II. Der Vortrag von Emmanuel Mounier

(Zugleich ein Nachwort zum Vortrag von Eckart Peterich)

Man sagt, daß eine Frau immer erreicht, was sie will. Ich glaube, man kann dasselbe auch von einem Jesuitenpater sagen. Pater du Riveau hatte mich gebeten, hier diesen einleitenden Vortrag zu halten, und ich hatte ihn nicht übernehmen können, — und nun hat er mich hintenherum doch erwischt.

Ich habe nichts vorbereitet, meine Ausführungen werden also die Skizze einer Skizze sein.

Man hat von einer Tür mit zwei Flügeln gesprochen, die wir — Claude-Edmonde Magny und ich selbst — hier öffnen sollen. Und man kann durchaus von einer Tür mit zwei Flügeln sprechen. Peterich hat die beiden Flügel bezeichnet:
Erstens handelt es sich um das von ihm umrissene und dargelegte Aufgabengebiet und die dem Schriftsteller hier zukommende Aktion: Thema des "Engagement" *);
zweitens um das, was der Schriftsteller als Schriftsteller über das Problem seiner Zeit zu sagen hat: Gespräch der Schriftsteller im literarischen Bereich.
Erörtern wir den ersten Punkt. Madame Magny wird den zweiten behandeln.

Unsere Aufgabe als Schriftsteller ist nicht die des Politikers. Die Aufgabe des Schriftstellers erstreckt sich auf zwei Ebenen, und er muß das Gleichgewicht zwischen beiden zu wahren suchen: Er hat sich einmal der Betrachtung des Menschen (mit allem, was an Zeitlosem darin einbegriffen ist) hinzugeben; zum andern soll er sein "Engagement" als Mensch unter Menschen erfüllen.

Wir erleben heute eine Krise der Kultur und gleichzeitig eine politische und wirtschaftliche Krise. Beide Aufgaben werden also heute gleichermaßen gefordert. Was die Wiederaufnahme Deutschlands in den Kreis der internationalen Beziehungen angeht, so muß bemerkt werden, daß es sich dabei nicht um den Wiedereintritt in das Spiel der Kräfte handelt, sondern um den Wiedereintritt in die Menschheit — dieser ist es, den zu fördern wir beauftragt sind.

Angesichts der heutigen Krise der Werte geht eine allgemeine Revision des Denkens über den Sinn und die Grenzen des Menschen vor sich. Dabei ist die Frage: Gibt es eine menschliche Natur? bis aufs Letzte gestellt! Wenn ja, ist sie bisher in einer nicht zu starren Art begriffen worden? Wenn nein, wie werden wir noch menschlich sein können?

Die Rolle des Schriftstellers besteht zuvörderst darin, zu dieser Kernfrage Stellung zu nehmen und immer mutiger um das wahre Menschenbild zu kämpfen — eine wesentliche Aufgabe, die selbst seinen politischen und sozialen "Engagements" vorangeht.

Zu den vier Punkten des Vortrags von Eckart Peterich:

1. *Die Frage der deutschen Schuld und Verantwortlichkeit, besonders in ihrer Beziehung zu den Problemen des nachhitlerischen Deutschland.*

Ich für meinen Teil glaube, daß es zwar wichtig ist, daß eine Gesamtheit zur Anerkennung der Schuld kommt, daß sie das aber umso eher und umso besser tun wird, je weniger man es von ihr fordert. Die Anerkennung dieser Schuld durch

*) Wer französische Zeitungen und Zeitschriften liest, weiß, wie sehr das unübersetzbare Wort "s'engager" bzw "engagement" heute verwandt wird und zu einem festen Begriff geworden ist. Dem Sinn am nächsten kommt wohl das deutsche Wort „sich einsetzen" bzw. „Einsatz", nur daß dieses Wort, zumal nach seinem millionenfachen — Einsatz und seiner Beliebtheit im Nazivokabular, diesen fatalen Beigeschmack hat. Gemeint ist: eine konkrete Verantwortung übernehmen, sich verbindlich einer Aufgabe verpflichten. (Wie man ja auch in bestimmten Fällen im Deutschen sagt: ein Engagement eingehen, oder: sich engagieren). Um prägnant zu bleiben und nicht stets umschreiben zu müssen, behält man die Worte am besten auch in der Uebersetzung bei. Red. d. Dok.

Deutschland würde schneller, vollständiger, weniger schwierig erfolgt sein, wenn man nicht so lärmend davon gesprochen hätte. Die moralische Erneuerung geht nicht im Lärm des öffentlichen Platzes und unter dem allzu fordernden Blick des andern vor sich. Das Schuldigsein ist etwas, was das Innerlichste des Menschen angeht. Eine Bekehrung vollzieht sich zunächst in der Stille und Verborgenheit.

Auch wäre zu wünschen, daß man mehr von Verantwortlichkeit und weniger von Schuldhaftigkeit sprechen würde, denn wenn man zu schwere moralische Affekte in Wallung bringt, läuft man Gefahr, dumpfe Komplexe von Minderwertigkeitsgefühlen und ungesunden Wohlgefallens (an der Schuldhaftigkeit) heraufzubeschwören (car en soulevant de trop lourdes affectitvités morales, on risque d'entraîner une masse obscure de complexes d'infériorité et de complaisances malsaines).

2. Die Frage des Sozialismus.

Es ist eine offenbare Tatsache, die sowohl in Frankreich als auch in Deutschland festzustellen ist, daß in Europa und in den christlichen Kreisen mehr und mehr eine „Sensibilität" für den Sozialismus entsteht und sich ausbreitet. Es handelt sich dabei nicht allein um eine oberflächliche oder verbale Zugehörigkeit, sondern um ein Bewußtwerden.

Die Aufgabe des Schriftstellers diesem Problem gegenüber besteht vor allem darin, zu seiner Erhellung beizutragen. Der Proletarier wird Sozialist, weil er dahin gedrängt wird, er wird beinahe organisch Sozialist. Der Intellektuelle wird es durch eine Forderung des Denkens und des Herzens. Das macht, daß unsere Ueberzeugung weniger robust ist, aber bewahren wir ihr wenigstens das, was gerade ihren Wert aumacht, nämlich erleuchteter zu sein und in dieser erleuchteten Weise zu dienen, anstatt uns in Dienstbarkeit zu begeben. Machen wir uns hier von den Minderwertigkeitskomplexen des Schriftstellers frei! Wir haben hier eine eigene Aufgabe — die der Erhellung und der Leitung.

Kraft seiner Intelligenz ist der Schriftsteller berufen, an der Spitze des kollektiven Bewußtseins zu stehen. Die Gefahr, die ihn hier bedroht, besteht darin, in die Utopie auszuweichen, woher alle die gegenwärtigen Spielarten des Neo-Sozialismus rühren, die Pflanzungen ohne Wurzel sind: Wir haben den Sozialismus nicht erst zu erfinden — er existiert bereits als eine Tatsache. Unsere Aufgabe ist, die Wurzeln des Sozialismus aufzusuchen und zu finden, auf welche Weise wir Sozialisten sein wollen.

Der Sozialismus, im 19. Jahrhundert entstanden, ist an den Zustand der damaligen Gesellschaft gebunden und ist mit starken Banden dem Positivismus und Szientismus verhaftet. Wir haben die Pflicht, ihn von diesem Zeitbedingten loszulösen und ihn mit all seinem Wertvollen einer tieferen Philosophie aufzupfropfen. Das ist eine delikate Arbeit, deren Schwierigkeit man nicht unterschätzen darf.

3. Das Problem der Verbindung des christlichen Menschen und christlichen Schriftstellers mit der Welt.

Das Drama der Verbindung zwischen Christentum und Welt haben wir leidenschaftlich miterlebt. Was sich da abgespielt hat, war zunächst nicht eine Revolte gegen das Christentum, sondern gegen diejenigen Christen, die die hohen Forderungen des Christentums verraten haben. Es gilt vor allem, den notwendigen Bruch zwischen der christlichen Welt und der bestehenden Unordnung zu bejahen, und das bedeutet den Bruch mit dieser entarteten „Inkarnation", die den Namen Spiritualismus angenommen hat.

Das will nicht besagen, daß wir irgendwie versucht wären, das Christentum auszuhöhlen, zu naturalisieren, zu sozialisieren. Unsere Generation bedarf gleichzeitig des "Engagements" in einer Welt, die revolutionärer ist als ehedem, und einer entschiedenen Bejahung der Transzendenz des Christentums. Die Generation unserer Väter,

die Generation der Zeit des Modernismus, hat sich nicht immer an diese beiden Forderungen gehalten. Unsere Zeit hingegen spürt sie mit der gleichen Kraft. Auch kann man dieselben Kreise in beide Richtungen gleichzeitig vorstoßen sehen. Das Christentum ist in dieser Welt, und es ist nicht von dieser Welt. Als symbolisch hierfür möchte ich anmerken, daß die Redaktion der Zeitschrift „Esprit" und die der Zeitschrift „Dieu Vivant" unter einem Dache wohnen.

4. Die internationale und kulturelle Aufgabe des Schriftstellers.

Gegenwärtig gibt es in Europa eine gewisse Anzahl von Elementen unbestreitbaren Verfalls, aber gleichzeitig zahlreiche Elemente der Wiedergeburt. Diesen letzteren müssen wir uns leidenschaftlich zuwenden: nicht um in Alexandrismus und Eklektizismus zu verfallen und um billige Harmonisierung zu suchen. Wir müssen mit Klugheit, Strenge und Selbsthärte handeln. Wir müssen uns vor allzuviel Sentimentalität hüten. Ebenso vor kollektiven Illusionen. Die Pazifisten von ehemals haben oft genug begriffen, daß in bestimmten Augenblicken die Gewalt sich in den Dienst der Gerechtigkeit stellen muß. Um zu verhindern, daß morgen die mörderische Gewalt sich noch einmal auf der Asche der neuen Illusionen einrichtet, laßt uns heute die friedliche Gewalt der Klarheit und der Härte im Denken praktizieren und selbst in die Sprache, die wir sprechen, die notwendige Härte einführen, damit sie im Lot bleibe. Suchen wir zu den elementaren Werten zurückzukehren, zu den Quellen. Das hat nichts mit einer puerilen Rückkehr zu tun, die in die Natur ausweicht (siehe Naziphilosophie), denn die Tugenden des Kindes sind keine kindischen Tugenden. Man muß in die Zukunft blicken, die schwierig und ungewiß ist.

Wir Christen, wir wissen, auf welche Werte wir die Zukunft gründen müssen, aber wir wissen nicht immer, welche Aspekte dieser Werte nur vorläufig noch da sind und welche bleiben werden. Ein unaufhörlicher Kampf wird von uns gefordert, schon um die Ziele und die Geister in diesem Kampfe zu *erkennen*, Freund und Feind, die in dem Getümmel durcheinandergewürfelt sind. Hüten wir uns vor der apokalyptischen Mentalität, die eine Ablehnung der Zukunft bedeutet. In dieser Mentalität — die übrigens dem Geiste der Apokalypse entgegengesetzt ist — spukt der Geist einer Katastrophensystematik, der nichts anderes ist als Kinderangst vor dem immer neuen und verwirrenden Antlitz des Universums.

(Aus dem Französischen übersetzt)

III. Der Vortrag von Claude-Edmonde Magny *

Madame Magny berichtete in sehr anregender Weise über die gegenwärtige Situation des französischen Schriftstellers. Das Neue daran sei, daß die früher so exklusiv gewesene französische Literatur sich nun den Strömungen der Weltliteratur weit geöffnet habe. Diese Entwicklung habe während des Krieges eingesetzt. Als Frankreich sich isoliert sah, habe es sich daran gemacht, die Welt zu entdecken. Von da ab datiere der beträchtliche Einfluß, den die amerikanische Literatur auf französische Schriftsteller ausübe. Der andere weittragende Einfluß, der in der gegenwärtigen französischen Literatur evident sei, komme aus Deutschland, aus der hegelianischen, marxistischen und existentialistischen Gedankenwelt und aus der deutschen Romantik, auf die der Surrealismus in direkter Linie zurückgehe. Die sehr alte literarische Tradition Frankreichs in ihrer Verbindung mit dieser gegenwärtigen Aufgeschlossenheit gegenüber der Weltliteratur mache das Privilegium

*) Da Madame Magny das Stenogramm ihrer improvisierten Ausführungen selbst überarbeiten wollte, woran sie durch eine Englandreise leider verhindert war, und da sie darum bat, von einem Abdruck ohne diese Bearbeitung abzusehen, beschränken wir uns auf eine kurze Zusammenfassung.

aus, welches Frankreich heute im literarischen Bereich besitze. Frankreich sei eines der seltenen Länder, in denen der Beruf des Schriftstellers einen gleichsam geheiligten Charakter habe. Madame Magny erinnerte daran, daß Giraudoux vor einigen Jahren geschrieben habe: „Der Ehrgeiz jedes französischen Bürgers ist es, einen Sohn zu haben, der Schriftsteller wird, gleichzeitig aber weiß er, daß sein Sohn mit diesem Beruf dem Elend überantwortet ist". Der Nachsatz treffe indes heute nicht mehr zu. Schriftsteller sein bedeute heute in Frankreich durchaus nicht mehr Hungerleider sein. Heute könne der Schriftsteller als Schriftsteller seinen Lebensunterhalt erwerben. Es sei in diesem Lande leichter als in anderen Länder, von seiner Feder zu leben, wenn bisweilen auch deshalb, weil der Schriftsteller gleichzeitig für Zeitung, Radio, Kino usw. arbeite. Das könne sich freilich ändern, aber deshalb bleibe nicht weniger wahr, daß Frankreich gegenwärtig das „Paradies der Schriftsteller" sei.

Thema. „Die Verantwortung des Schriftstellers im spirituellen Bereich"

I. Der Vortrag von Robert Morel

Robert Morel hatte sein Thema näherhin so formuliert: „Das Amt des Schriftstellers und seine geistliche Begründung im XX. Jahrhundert" („La fonction de l'écrivain et ses raisons spirituelles au XXe siècle").

„Wo viele Worte sind und der Strom der Rede, da ist große Eitelkeit", sagt der Ekklesiastes. Ich stimme dem mit offenem Ja bei und ergreife das Wort eben in diesem Gefühl: es spornt uns an und richtet uns.

Weilt man zur Winterszeit auch nur eine Stunde im Hochgebirge, oder denkt man nur ein wenig darüber nach, dann ist man in einem Jahrhundert wie diesem, das uns registriert und in Haft hält, überrascht vom Fehlen des Schweigens. Unser Jahrhundert führt sich auf, wie wenn es das Schweigen, das Unterpfand des inneren Lebens, fürchte; und auf den Gassen, in Kaffees, Regierungen, Zeitungen, in den Buchhandlungen und auf den Landstraßen: nichts als Gebärden und Gerede in die Luft. Seit einigen Monaten bin ich soweit, mich zu fragen, ob in diesem Wirrwarr von mehr oder weniger aufrichtigen, selten einmal einsam herausragenden Stimmen das beste Zeugnis nicht überhaupt das Schweigen wäre. Aber da ich nun hierher gekommen bin, darf ich mich nicht drücken, und noch einmal muß es sein, daß ich spreche.

Um jede andere Deutung auszuschließen: Wenn ich in dieser Zeit versucht bin, das Schweigen zu ergreifen, Zeugnis abzulegen durch das Schweigen, dann keineswegs deshalb, weil es gefährlich wäre, den Mund aufzutun — wir sind seit 1940 gegen diese Gefahren abgehärtet —, auch gewiß nicht deshalb, weil gegenteilige, feindliche oder nachbarliche, Stimmen einen solchen Lärm machten, daß wir am Ende vielleicht gar nicht gehört würden — wir haben mit derartigen Demütigungen gerechnet. Wenn ich mich immer mehr veranlaßt fühle zu schweigen — ein lautes Schweigen —, dann sicher nicht unter dem Zwang solcher Risiken, die zum Dienst gehören, wie die Gefahren der Pilger auf dem Wege, sondern um mich von einer allgemeinen Helfershelferschaft zu trennen.

Diese Helfershelferschaft:

Bankier zu sein, setzt schon lange Zeit ein so unmoralisches Spiel voraus, daß man selten einen Christen in solcher Stellung sieht. Industrieller zu sein, setzt eine

Und ich werde den Gesetzen dieser Welt sogar vergeblich mein *Nein* entgegensetzen! Nämlich wegen der Mittel, durch die mein Denken in die Oeffentlichkeit getragen wird. Durch den Zuschnitt, den man ihnen gibt, durch die Art, in der man mit ihnen vorgeht, durch die Gepflogenheiten, die da vorherrschen, durch allgemein übliche oder geheime Spielregeln, welche ihre Aufnahme beim Publikum bestimmen, — durch all das sprechen diese Mittel viel lauter *ja*, als ich *nein*, ohne daß ich die Möglichkeit eines Einspruches hätte.

Aber hier bei uns handelt es sich nicht so sehr um diese Frage. Wir sind unter uns, schon vertraut durch ein gemeinsames Mahl und durch ein gemeinsames Verlangen, zuerst Gott zu dienen, selbst zum Mißfallen jener Diener Gottes, die zu Kultverwaltern geworden sind. Wir müssen uns bewußt sein, daß dieses Treffen eine Ausnahme ist, und daß die Erde so nicht beschaffen ist — einzig nur aus gutem Willen. Wir selber werden uns vielleicht in einer Woche schon gegen diesen guten Willen verfehlen. Es geschieht also in dem beständigen Gefühl unserer Schwäche, meiner Schwäche, wenn es Gott nicht auf sich nimmt, daß ich auf eine Einladung hin daran gehe, mit Ihnen, soweit es mein Alter gestattet, das geistliche Amt des Schriftstellers in seinem Wesen und in seiner Ausübung zu prüfen.

SCHREIBEN: EIN GEISTLICHES AMT

Es ist gegeben, daß Gott im Anfang ist, und daß wir alles, was wir sein werden, sein werden durch Ihn und für Ihn. Hier stimmen wir als bekennende Christen vor jeder Wahrheit und vor jeder Vorschrift über diese Identität überein: daß das erste Wort Gott ist, daß das letzte Wort Gott ist, und daß unser Leben mitsamt seinen Werken implicite und explicite ein dankbares Anerkennen Gottes ist, sein Lob, sein Dienst, seine Verherrlichung.

1. Das Schreiben: eine geistliche Uebung

Somit verlangt das Geschriebene, das einzelne Thema ganz außer Betracht gelassen, schon in seinem Ziel von uns als Christen eine geistige Bejahung. Ich möchte sagen, daß wir dem Schreiben gegenüber gestellt sind wie der Tischler dem Holz, wie der Bauer dem Boden, wie der Fischer seinem Schiff, und daß das gehandhabte Element von uns ohne Rückhalt alle unsere Gaben heischt, unsere ganze Geduld, alle unsere Erfahrungen, ja unsere ganze Untertänigkeit.

Wenn die Lieblichkeit der Stunde den christlichen Schriftsteller nicht zu Mahnungen, Belehrungen, Anklagen oder Offenen Briefen auffordert, dann ist es nicht so wichtig, ob es sich bei seiner Kunst um Bäume, Begonien, Mond, Liebesdinge, Spitzen oder um den hl. Franziskus handelt. Es ist in sich gut, daß das Werk aus Liebe und wahrhaft uninteressiert geschieht, wie es uns auch gut scheint, daß die Tanne ihre Nadeln in die Luft treibt aus Liebe, zu gehorchen und in das Kräftespiel der Schöpfung einzutreten. Gleicherweise können die Troubadours singen, wenn Zeit und Herz dazu bereit sind, und die Kunstübung findet soweit selbst in ihrer Eitelkeit eine Rechtfertigung.

Aber wenn das Kunstwerk sich selber und sich allein vor Gott rechtfertigt in einer Welt, wo Friede und Freude vollkommen sind, — ist jene Welt hienieden? Kann jene Welt jemals hier unten außerhalb des Menschenherzens sein?

Immer zwischen zwei Versuchungen gestellt, wie wir dies um unserer Heiligung willen sind, rechtfertigt das schöne Schreiben das Geschriebene nicht mehr. Zu viele schöne Schriften maßten sich in jüngster Zeit an, gar alles Geschriebene zu rechtfertigen. Da das Himmelreich nicht hienieden ist und das Hienieden deshalb in der Regel versucht ist, das Reich der Erde zu werden, wird das schöne Schreiben das Geschriebene niemals rechtfertigen. Wir leben nicht in einer Gemeinschaft von Heiligen, wir sind in einer Gesellschaft von Skaven. Und wer in dieser äußeren

Finsternis kein Schwert hat, verkaufe sofort seinen Mantel und kaufe sich ein Schwert. Das heißt aber nicht vom Dichter verlangen, daß er seine Krone gegen ein Käppi vertausche, denn sonst könnte mir der neue Streiter antworten: „Ich habe ein Gewehr . . ." Und Jesus, der im rechten Augenblick freundlich sein oder traurig lächeln konnte (bei Lukas 22, 38), würde mit jenem letzten Lächeln antworten: *„Es ist genug"!* Denn (hier begegnet sich der Pater Lagrange mit dem hl. Cyrill v. Alexandrien im Kommentar) die Apostel sollen sich mit geistlichen Werken rüsten, um diesen Finsternissen die Stirn zu bieten, wo keiner verschont bliebe, wenn Gott uns nicht beistünde. In diesen Finsternissen, die ebenso aus Schalheit wie aus Hartherzigkeit geformt sind und die den Glauben des Hirten, des Bischofs, wie des Familienvaters auf die Probe stellen, soll der Dichter schleunigst um der Aufgabe am Volke willen, zu der er berufen ist, das Gewand des Dichters, des Dichters der unbeschwerten Muse, des Dichters, der sich draußenhält, gegen das rauhe Kleid des Büßers vertauschen und das Wort der Zierde gegen das Wort des Kampfes und des Eintretens für die Sache Gottes.
Das besagt, was mich angeht, daß ich mich bis zum Egoismus schuldig fühle, wenn ich mich aus Müdigkeit oder Phantasie von den eigentlichen geistlichen Bezirken entferne, wenn ich nicht mehr schreibe mit Gott und für Gott, sondern aus Wohlgefallen. Und das passiert mir.

2. Die geistlichen Schriften

Dieses geistliche Ackerland unterliegt nicht nur dogmatischen Beweisführungen oder Untersuchungen, sondern es ist vom gleichen Herrn allen anvertraut, — alle seine Früchte sind dem gleichen Herrn vorbehalten. Dieses Land will umgepflügt, eingesät, bearbeitet, beschützt, abgeerntet sein durch Gärtner, Bauern, Baumpfleger, sogar Hirten; jeder betätigt sich darauf nach seinen Gaben. Deshalb sind diese auch verschieden, haben ihre Schattierungen, obgleich sie aus einem Geist hervorgehen, und die Teilung, die vorzunehmen ich versuchen will, nähmlich die Aufteilung des Themas in die Abschnitte: Notwendigkeit, Gebrauch und Wahrheit des Wortes wird willkürlich erscheinen. Dennoch ist diese Wahl nicht vorzunehmen ohne Einordnung.

Gott denken:

Ich sehe zunächst, nach innen und außen abgesondert, den Bereich der Lehre für sich dastehen, und ich ordne ihn unten ein, weil „unsere Meinung und unser Sinn uns oft trügen und nicht tief eindringen" (Nachfolge Christi I, 3, 1). Hier kommt uns die Belehrung der Nachfolge Christi zu Hilfe, die da sagt: „Was nützt es uns groß, über verborgene und dunkle Dinge zu klügeln, wegen deren Nichtkenntnis wir im Gericht nicht zur Rechschaft gezogen werden? . . . Möchten doch alle Lehrer verstummen, alle Geschöpfe schweigen vor Deinem Angesicht: Du allein rede zu mir" (I, 3, 1—2). Soll das heißen, daß wir gegen die Gelehrten mißtrauisch sein sollen? Nein, zunächst nicht gegen sie, sondern vielmehr gegen die Gotteswissenschaft (nicht zu verwechseln mit der Weisheit), die zum Teil verborgen, zum Teil gefährlich, zum Teil denen vorbehalten ist, die es verdienen. Ich verdiene es nicht. Es ist die Standespflicht einiger weniger, die religiöse „Praxis" durch Ueberprüfung, durch ständige Ueberprüfung am Dogma zu bestimmen und zu schulen, entschieden und umsichtig mit den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Bedingungen der heutigen Geschichte in Beziehung zu setzen, ganz wie wenn es sich um wirkliche athmosphärische Bedingungen handelte, die von außen her, aber sicher auf die Lenkung des Schiffes einwirken, ohne die Natur des Schiffes und der Reise zu ändern. Die Lösung theologischer Probleme ist, um dem Heiligen seinen Sinn zu bewahren, gewiß unentbehrlich: Die Achtung vor den Glaubensartikeln und der kirchlichen Ordnung hängen davon ab. Aber diese Wissen-

schaft ist dem unterworfen, daß sie zu gegebener Zeit „richtig" sein muß, unterliegt Ordnungen, die ihre Ausübung modifizieren und zu einer so unerfreulichen Sache machen, daß eine Art von Gelehrten notwendig ist, die oft mehr Schlauheit als Mut haben müssen. Wenn sich, zählt man nach, einige zwanzig wahrhaft ihrer Sache ergebene und zugleich wahrhaft freie Theologen in dieser Zeit vorfinden, wo für die christlichen Interessen in der Welt alles zu befürchten ist, ist es viel und übrigens auch genug. Ihre Aufgabe ist ziemlich genau bestimmt, damit von einem Einzelnen der Anstoß ausgehen kann zu einer vertieften Betrachtung der Glaubensgeheimnisse, zu einer Wiederbelebung vergessener dogmatischer Wahrheiten und vor allem zu einer wirklichkeitsnahen, auf die Zeit ausgerichteten Schau der christlichen Lehre und Werke, und zwar hauptsächlich als Handhabe für die Christenheit, die handelnd im Leben steht. (Ich denke hier zum Beispiel an die „Theologie des gerechten Krieges" von Msgr. Bruno de Solayes, obwohl manche etwas Unfertiges daran finden mögen. Dieses letztere kommt daher, weil sie, geboren aus dem Willen des Mannes, geboren aus dem Willen des Jahrhunderts 4), vor allem begierig nach Schemata und Programmen verlangen, in denen ihnen nach der Maxime der Zweckmäßigkeit ein Ja oder Nein vorgesetzt wird, das sie der Verantwortung und Sünde enthebt).

Gott tun:

Dieser Aufgabe entspricht die zweite Gattung geistlicher Schriften, die man seit 1940 prächtig mit dem Titel und der Definition „Zeugnisse" („Témoignages") bezeichnet hat.

Soweit uns das Wort grundsätzlich in der Theorie zugemessen ist, ebenso weit wird das Wort *im Zeugnis* unser aller Pflicht. Man muß unter „Zeugnis" den Rechenschaftsbericht der Zeugen verstehen. Man ist kein Zeuge ohne tugendhaftes Leben und gutes Gewissen. Man ist nicht Zeuge, wenn das Zeugnis nicht vor Gott abgelegt ist. Wir haben uns gegenseitig kein Zeugnis abzulegen. Gottes Zeuge sein ist nicht des Menschen Zeuge sein. Es genügt nicht, bloß zu sehen, zu hören, zu lesen — man muß es unter beständiger Bezugnahme auf Gott tun. Falsche Zeugen sind im Ueberfluß vorhanden, weil die Erde immer im Prozeß steht. Und Gott in diesem Prozeß Zeugnis ablegen bedeutet hier auf Erden Beschimpfung, Ungerechtigkeit, Verlassenheit, Trauer, Hunger, Kerker, den Galgen riskieren; denn es ist die Erde, die gegen den Himmel Recht behalten will, mag es biegen oder brechen. So wird der Zeuge, der zu werden — und in dieser Unordnung der Welt zu sein — jeder von uns Christen die dringende Pflicht hat, auf dem Wall stehen als Wächter, als Posten, als brennende Kerze Gottes. Und diese lächerliche, gefährliche Stellung wird, obwohl von feindlichen Heeren umgeben, die seine bleiben bis zum Jüngsten Tag, — dieser Tag erst wird sein letzter sein.

Zeugen also sind diejenigen, welche die Mächtigen der Erde mahnend erinnern, daß ihre Macht eine Gabe ist, um damit den bestmöglichen Dienst zu leisten, daß diese Gabe sie zu Dienern an den Menschen macht und daß jeder Mißbrauch der Macht ein Hintergehen Gottes ist.

Zeugen sind jene, welche die Reichen mahnen, daß das Geld eine Gabe für den Dienst ist, daß diese Gabe sie mehr zu Dienern macht als die andern, und daß jeder Mißbrauch des Geldes ein Diebstahl ist an Jesus Christus, dem Ersten unter den Armen.

Zeugen sind die, welche die Militärs mahnen . . ., Zeugen wie Hippolyth von Rom, der mit Bezug auf die Neubekehrten verkündete („Apostolische Ueberlieferung"): „Wenn einer Pächter eines Hauses ist, das Dirnen unterhält, gebe er seine Stellung auf, oder man weise ihn zurück . . . Ein Gladiator oder ein Fechtmeister für Gladiatoren oder ein Jäger (auf wilde Tiere für die Zirkusspiele) oder ein öffent-

4) Anspielung auf Joh. 1, 13.

licher höherer Beamter, der mit den Gladiatorenspielen zu tun hat, gebe das auf, oder man weise ihn zurück . . . Wenn einer Götzenpriester ist oder Wächter bei Götzenbildern, gebe er das auf, oder man weise ihn zurück. (Wieviele Christen sind heute Götzenwächter geworden und ziehen sich nicht zurück!) Zu einem, der Soldat bei einem Gouverneur ist, sage man, er soll nicht töten; wenn er Befehl dazu empfängt, soll er es nicht tun. Man soll ihm nicht erlauben, den (Fahnen)eid zu schwören. Wenn er nicht zustimmt, weise man ihn zurück . . . Wer die Schwertgewalt besitzt oder Vorsteher einer Stadt ist und den Purpur trägt, gebe das auf, oder man weise ihn zurück. Wenn ein Katechumene oder ein Gläubiger Soldat werden will, weise man ihn zurück, denn er hat Gott mißachtet." Solche Menschen nenne ich Zeugen. Der hl. Johannes der Täufer ist ihr Schutzpatron. Das ist nicht nur Temperamentssache. Jeder von uns Chriten ist in den Zeugenstand gerufen.

Nun, ich sehe wohl, das Jahrhundert fordert eine Generation von Helden, Menschen hart wie Stahl, Menschen mit Stolz, Menschen, die wohl erwogen haben, was sie lieben . . . Um nicht nachzustehen, fordern zur gleichen Zeit auch die christlichen Schriftsteller, die christlichen Lehrmeister die Christenheit auf, Helden hervorzubringen und unter dem fördernden Druck der blutigen Ereignisse eine neue Gattung von Soldaten Gottes für einen neuen Kreuzzug zu schaffen. Man sieht, wie christliche Schriftsteller zu solchen Kreuzfahrern werden. Im Namen Christi gehen sie, Führende und Geführte, los gegen ein einziges Haupt des irdischen Drachens, ergeben sich aber je nach Bedürfnis den anderen, scheinbar weniger barbarischen Häuptern. Und ich, ich fordere höchst unzeitgemäß — Sie werden mir sagen, was Sie davon halten — ich fordere eine Generation von Zeugen. Ich fordere solche Apostel, schwach wie Menschen sind und wie Simon Petrus es war, solche Jünger, deren Wort der genaue Ausdruck eines inneren Lebens ist, eines Lebens im Glauben, ob sie nun ermahnen, beschwören, erklären, verkünden, brandmarken, oder ob sie anerkennen, verherrlichen . . . Wo die Theologie Halt macht, weil die Handhabe fehlt — mangels einer Verkörperung im kleinen Alltag —, da nimmt das Zeugnis vom Credo Besitz. Der Wettlauf wird in Wahrheit öffentlich. Der Zeuge ist nicht das Licht. Er ist gesandt, um Zeugnis abzulegen vom Licht, damit alle durch ihn glauben. Er ist nicht das Licht. Er geht in die Welt. Er geht überall hin in die Welt 5). Ich denke an den Abbé Henri Perrin und an sein „Tagebuch eines Arbeiterpriesters in Deutschland", ich denke an den Pater Victor Dillard und an seine „Jungen von Amerika", ich denke an Anne Jacques und ihr „Tagebuch einer Französin", ich denke an Kardinal Saliège und an seine Hirtenbriefe, ich denke an Léon Bloy und an „Léon Bloy vor den Schweinen", ich denke an Georges Bernanos und an den „Brief an die Engländer", ich denke an Patrice de la Tour du Pin und seine „Summe der Poesie", ich denke an Marietta Martin und an ihr Gedicht:

„Adieu, Zeit, die schöner Traum war.
Eine Stunde nur währt Liebestraum.
Der Sommer ging zur Neige, das Heimchen sang,
Der Traum entfloh . . .
. . . . . .
Erde schlug dem Himmel eine Schlacht.
. . . . . .
Glühendes Wollen:
Eine Stunde voll Unsterblichkeit
Festzuhalten, ist das Ziel.
Wenn du durch Gnade hast gesiegt,
Zufrieden kehr dann heim in ihren Schutz . . ."

5) Anspielung auf Joh. 1, 7, 8.

Zeugen aller Art! Ja, mögen sie ihr Blut verströmen! Uns mangelt dieses Blut, das Wasser aus der Seite Christi ist und der Tropfen Wassers bei der Opferung.

Philosophen oder Dichter, Geschichtsschreiber oder Romanschriftsteller, Essayisten oder Exegeten: alle Bereiche des denkenden und abenteuerlichen Menschengeistes sind geeignet und stehen uns offen, und jeder muß sich auf dem Gebiet, das ihm durch Erziehung, Zufall oder Wahlverwandtschaft zugefallen ist, zur geistlichen Vollkommenheit erheben und vor Gott Zeugnis ablegen. Mit dieser Forderung wünsche ich christliche Schriftsteller, die ihr Christentum ernst nehmen, die es nicht auf die Sonntagsmesse beschränken, die sich ihres Glaubens nicht schämen, die den ganzen Tag hindurch von ihrem Glauben beseelt sind, die vom Glauben unaufhörlich erfüllt werden und denen der Glaube das Hauptanliegen ist.

Gott loben:

Durch die natürliche Sublimierung des Glaubens in der Hoffnung und in der Liebe würde der Schriftsteller in jenen noch eigeneren, reineren, gläubigeren, befreiteren Bereich einmünden: in den Bereich des Gebets. Bittgebet, Lobgebet. Auf jede Art Danksagung. Ich glaube an das Dankgebet als an die schönste Blüte alles Schreibens und alles Geschriebenen. In ihm verliert, verläßt und gibt der Schriftsteller all das auf, was an Hochmut und Interesse mit dem Spekulieren über Doktrinen und mit dem Verfechten von Prinzipien verknüpft ist. Er begibt sich der irdischen Nichtigkeiten, vor denen uns die „Nachfolge Christi" warnt „Wahrhaft weise ist, wer alles Irdische für nichtig ansieht, damit er Christum zum Gewinn habe" (I, 3, 4). Kein besserer Gebrauch des Schreibens, der Qualität des Schreibens, als in dem Dankgebet. Keine bessere Läuterung, Reinigung, Entfaltung des Geschriebenen als im Dankgebet. Das Gebet ist die Erhöhung des Schreibens. Das Gebet ist die Weihe des Geschriebenen. Und das Wort ist Fleisch geworden. Das für Gott bestimmte Wort empfängt und wird zum Segen. So geschieht es, daß Gott spricht. Und das Gebet in seinem Vollzug, wo der, welcher spricht, nur spricht, weil er hört, enthält wunderbarerweise die Belehrungen und Entscheidungen der Doktrin (das Dogma) und eine Gebrauchanweisung, wie man in Gott und aus Gott lebt (den Glauben). Ich möchte hier ein Beispiel anführen, das Sie kennen werden, das *Gebet des hl. Franziskus für den Frieden:*

„Herr, mach mich zu einem Werkzeug Deines Friedens,
daß,
wo Haß ist, ich die Liebe verkünde,
wo Beleidigung ist, ich die Verzeihung bringe,
wo Zwietracht ist, ich die Eintracht schaffe,
wo Irrtum ist, ich die Wahrheit bringe,
wo Zweifel ist, ich den Glauben erwecke,
wo Verzweiflung ist, ich die Hoffnung belebe,
wo Finsternis ist, ich das Licht trage,
wo Traurigkeit ist, ich die Freude wecke.

O Herr, mach, daß ich nicht suche, getröstet zu werden,
sondern zu trösten, nicht suche, verstanden zu werden,
sondern zu verstehen, nicht suche, geliebt zu werden,
sondern zu lieben.

Denn, indem wir geben, empfangen wir, indem wir uns vergessen,
finden wir uns, indem wir verzeihen, wird uns verziehen,
und indem wir uns dem Tode unterwerfen, stehen wir mit Dir
zum ewigen Leben auf."

Dies sind also unsere drei Uebungen: Bei der ersten gilt es umsichtig zu sein, bei der zweiten greift unsere Feder ein ins Spiel, und bei der dritten müssen wir wie Pilger gegen Jerusalem streben, wie solche, die dem Tod entgegenleben.

DER SCHRIFTSTELLER: EIN MANN DES OEFFENTLICHEN LEBENS:

1. Verantwortlich

Es wäre eine Kleinigkeit, zu schreiben und dann davon zu gehen. Wir sagen entschuldigend, daß das Geschriebene dahingeht und daß wir, ist der Gedanke einmal ausgedrückt und veröffentlicht, mit leeren Händen dastehen, nichts mehr zurückhalten können, kaum berichtigen, niemals aufheben. Wir bleiben jedoch, mag es sein, was es will, dafür verantwortlich. Ich frage mich, ob es unter uns nötig ist, weiter darauf einzugehen, denn einige haben diese Verantwortlichkeit für unsere Schriften bis an den Leib zu spüren bekommen und manche unserer Freunde bis zur Hergabe des Lebens. Der Krieg hat uns wieder zum Bewußtsein gebracht, daß keine Zeile belanglos ist, und daß wir für alle unsere Gedanken wie für alle unsere Handlungen Rede und Antwort stehen müssen. Weil wir Christen sind, haben wir überhaupt kein Entschuldigung, und weil wir Christen sind, ist eine neue Verantwortung von uns gefordert. Ich sagte, daß der Krieg, wo jedes Wort wie eine Granate geladen sein, wo jeder Satz leicht tödlich werden kann, uns die Macht des Geschriebenen dicht unter die Nase gerieben und uns handgreiflich vor Augen gestellt hat, was wir mit ihm zu tun haben. Aber all das geschah im Namen der anderen, geschah wegen der Wirkung des Geschriebenen im Lande der Menschen, und wenn man uns von der politischen Bühne herab mahnte, wir seien für unsere Bücher bis zum Vollstreckungspfahl verantwortlich, so war das unter dem Vorwand, daß es hier um das Leben der andern, um den Haufen oder die Herde der anderen gehe 6). Und wehe dann dem, der sich täuscht oder sich geschlagen gibt.

Wir wissen das genau, sobald wir veröffentlichen. Die Auslieferung einer Wahrheit oder einer Lüge an die Oeffentlichkeit gehorcht immer einer Absicht. Man braucht kein Moralist zu sein, um derartige Willensäußerungen auszulösen, um solchem Verlangen Genüge zu tun, um sich der Wirkung der oder jener Schrift im Publikum bewußt zu werden. Was wir vergessen, was der Charakter eines Jahrhunderts, das sich der Vergötterung der Menschheit geweiht hat, in uns zerstört, das ist das Bewußtsein einer Verantwortung, die weit schwerer und weit unbegrenzter ist, als die Verantwortlichkeit vor dem Gericht der Menschen (oder des Staates). In seinem sozialen und internationalen Elan, der heute sehr allgemein und in seinem Feuer, ich will es nicht bezweifeln, eine wahre Liebe ist, übersieht der Schriftsteller, der christliche Schriftsteller, daß er vor allem Gott verantwortlich ist. Diese Verantwortung vor Gott erhöht die Tragweite seiner Schriften und schränkt ihren Opportunismus ein. Denn wenn man nur vom Menschen ausgeht, dann sieht man der Inflation der Wahrheiten teilnahmslos zu, wenn man alles nur im Namen einer dürftigen Gesundheit der Gesellschaft beurteilt, dann entschuldigt man das Schweigen, rechtfertigt man das Sich-Beschränken auf schwächliches Gerede und ironische Bemerkungen, leistet Dingen Vorspann mit denen der Mensch gewordene Gott nichts zu tun hat.

Wenn es mir erlaubt ist, von dem oder jenem eine Gewissenserforschung zu verlangen, dann folgende: Wie weit fühlen wir uns vor Gott verantwortlich, bevor wir schreiben oder veröffentlichen? Wie oft haben wir in unseren Zeugnissen, und besonders da, wo wir Anklage erheben, mehr an die Verherrlichung Gottes gedacht als an

6) Diese Stelle bezieht sich auf die Situation während des Krieges, als man die Schriftsteller des Widerstandes mit dem Hinweis auf die Folgen ihres Widerstandes für die andern, den großen Haufen, zur Verantwortung zog. Red. d. Dok.

die Ehrenrettung oder an die Niederlage einiger Menschen, unserer Freunde oder unser selbst?

Wir gefallen uns darin, uns zu „engagieren", unsere Schriften in die Hand zu nehmen und siegreich über dem Haupt zu schwingen, uns auf unsere Gläubigkeit etwas zugute zu halten — wie oft denken wir daran, daß es die Kirche ist, die wir mitengagieren, daß es das Leiden Christi ist, das wir mitengagieren, da wir ja nach Taufe und Bekenntnis Christen sind?

2. Unbegrenzte Verantwortlichkeit

Da ich schon Fragen stelle, hier noch eine; da wir schon an unsere Verantwortlichkeit glauben, hier noch eine: wir sind nicht nur für das rechenschaftspflichtig, was wir geschrieben haben. Was veröffentlicht und bekannt ist, beruft sich noch auf andere Weise auf unsere Urheberschaft. Weil wir Christen sind, wage ich so zu sprechen, weil wir alle das gleiche Gesetz angenommen und den gleichen Herrn als ewigen Meister anerkannt haben, fühle ich mich zu dieser Ueberlegung ermächtigt. In den Augen des Menschen ist sie sinnlos, aber ich halte sie für sinnvoll in Gott: Hier gibt es nichts endgültig Abgeschlossenes. Alles wird bis zur Auferstehung in der Schwebe, im Werden sein. Wenn ich geschrieben habe, wird meine Schrift nie trocken. Dem Augenschein nach ist sie trocken, und man könnte, einmal angenommen, das Geschriebene sei mit der Unterschrift besiegelt, glauben, damit sei man nichts mehr schuldig, sei man für immer quitt. Aber ich sage Ihnen, die Schrift des Christen trocknet nicht. Sie hat die Kraft der frischen Farbe, die wir ihr verliehen, für alle Folgezeit. Wenn wir die Verantwortlichkeit vor Gott bis auf das Ausreifen unserer Gedanken oder bis auf ihre Vorläufer, unsere Taten, erstrecken, kommen wir dahin, das Gewicht aller unserer Taten, der guten und der schlechten, zu spüren; das Gewicht eines ganzen Lebens wirkt sich heimlich auf das veröffentlichte, ausgelieferte Werk aus, das, ausschließlich nach den Gesetzen der Welt betrachtet, von uns so ganz losgelöst ist.

Alles, was wir geschrieben haben, wird weiterhin von einer *Gnade* heimgesucht — das ist das Geheimnis, das Lächeln erregen mag — eine Gnade, ich bitte Sie demütig, es zu glauben, die von oben herabkommt nach Maßgabe der Tugend und Askese von unten. Sie werden mir sagen, daß die Gebete und die Sünden aller über Segen oder Fluch entscheiden. Aber dieses Argument trifft nicht. Und nicht einmal das ist ein ausschlaggebendes Argument, daß man demnach ein Heiliger sein müsse, um seine Schriften wirksam zu machen. Ich suche keine Talismane. Ich fühle nur, daß meine fleischlichen Sünden, mein Stolz, mein Genießen, mein Lügen im Scherz, meine Bücher entweder gegen Gott akzentuiert oder zugeschlossen haben. Ich fühle, daß jede Sünde heute das Reich Gottes auf Erden hemmt, dem sich jedes meiner Bücher auf seine Art widmet. Ich fühle, daß mein Privatleben bis zum Tag des Herrn seltsam verantwortlich bleibt für das private und öffentliche Leben meiner Schriften, was immer ihre Stunde sein mag.

3. Der Schriftsteller: ein zugleich privater und öffentlicher Mann

Unser Privatleben ist die Gewähr für unser öffentliches Leben. Unser Privatleben ist die Gegenzeichnung für unsere öffentlichen Schriften. Wir haben kein Privatleben, wir christlichen Schriftsteller. Wir haben nur mehr ein öffentliches Leben. Alles, was in unserem Hause oder in unseren Herzen verborgen ist, wird mit unseren Schriften öffentlich, eben weil es sich in ihnen auswirkt und weil wir dafür verantwortlich sind, und liegt gleichsam offen auf den Dächern. Und plötzlich verlangt jeder Irrtum, selbst der geheime, Berichtigung, jede Sünde Buße. Und weniger als je kann es dem christlichen Schriftsteller, da er das Geschriebene an Gott gleichsam wie in einer Neunerprobe geprüft hat, am Glauben, an seiner Uebereinstimmung mit dem Glauben fehlen.

Unser Verhältnis zu Gott bestimmt unser Verhältnis zur Welt, in fruchtbarer Wechselwirkung. Wir säen die Frohe Botschaft nur in dem Maße aus, als wir sie empfangen haben; wir sind Schriftsteller Christi in dem Maße, als wir die Pförtner seines Willens sind; wir verdienen das Wort in dem Maße, als wir Gott zuzuhören verstehen und zu schweigen und, wenn wir sprechen, Gott sprechen zu lassen.

DAS BUCH

Sie — gewisse Schriftsteller — sind sehr belesen, sie zitieren die großen Autoren, sie wissen viel. Sie verstehen im Monolog und im Dialog zu sprechen. Sie verstehen, die Städte wachzuhalten, die Heiligtümer mit Blumen zu schmücken, die Theater zu füllen, die Nebenliturgien zu beleben, die Seminare aufzuwecken, sie haben gleichsam Orgeln in ihrem Hirn, und ihre Namen kleiden sich mehr oder weniger in den Purpur des Ruhms. Ich spreche, wie gesagt, von gewissen christlichen Schriftstellern und sonderlich von katholischen. Ihre Namen tun hier nichts zur Sache, zumal andernorts schon zu viel Aufsehens davon gemacht wird. Sie veröffentlichen sich selber. Sie sind die Dichter Christi, anstatt Dichter in Christus zu sein. Sie sind Meister anstatt Diener. Sie sollen mir zur Warnung gereichen, und, wenn Sie wollen, auch Ihnen. Heutzutage ergreifen wir bei jeder Gelegenheit das Wort und übersehen, daß wir einem das Wort nehmen, der besser dazu im Stande, mehr dazu bestimmt ist: ich meine Gott. Wir haben ein Buch, dessen Ruhm nicht seinesgleichen hat, dessen Erleuchtung wie vordem keine ist, dessen Geschichte die Geschichte Gottes ist. Wir haben ein Werk empfangen, das direkt von Gott eingegeben und geoffenbart ist, das jeder Prüfung der Kunst, der Zeit, des Ortes oder der Zweifel standhält.

Und darin ist alles. Und darin ist alles gesagt. Und dieses Buch repetieren wir mühselig Wort für Wort. Ich glaube nicht umsonst daran zu erinnern, daß wir Erben sind. Ungerechte Erben jedesmal, wenn wir das Buch Israels und das Buch Jesu übersehen. Hier ist unsere tägliche Nahrung, hier unsere Erklärung, hier unser Vorbild, hier unser Vermögen.

„Die Menschen vergehen, aber die Wahrheit des Herrn währt ewig. Gott redet zu uns auf mancherlei Weise, ohne Ansehen der Person". (Nachfolge Christi, I, 5, 2.) Wenn wir den nicht hören, der alles weiß, sind unsere Worte Wind, und der Teufel mischt sich drein. Wenn wir den nicht hören, der uns kennt und der beschlossen hat, uns ins Ohr zu sprechen, werden wir zu Meineidigen in allen unseren Worten. Wie glanz- und ruhmvoll unsere Worte auch sein mögen — sie täuschen den Menschen, sobald sie allein vom Menschen sind, von diesem losgekauften Menschen, der keine Macht hat, sich zu erhalten, sich zu erleuchten, sobald er die Hl. Schrift und den eucharistischen Leib Jesu verschmäht.

Eine ganz einfache, demütige, gläubige Vorbereitung — vom betrachtenden Gebet zum Gehorsam gehend, von der Kreuzesliebe zum guten Gewissen, von der innigen Freundschaft mit Jesus zu der mit den Heiligen und Vätern, von der Prüfung zur Schau, vom inneren Leben zum Leben in der Gemeinschaft — in diesem Sinne: als Einkehr ins Heilige, als Uebung im Heiligen, ist vom christlichen Schriftsteller Zurückgezogenheit von der Welt verlangt. Durch dieses nie zu Ende gehende Noviziat — das Wort geht weder über meine Gedanken noch über den Sachverhalt hinaus — wird der christliche Schriftsteller der Schreiber Gottes für die Menschen.

DIE NAECHSTENLIEBE

Was sind das für Menschen? Die moderne Welt hat den Menschen zum Ziel ihres Hasses, denn sie ist in ihrer Jagd auf Gott gewahr geworden, daß man Gott nicht hetzen kann, und daß sich unter der Niederlage der gottverpflichteten Menschen vielleicht ein Sieg verborgen findet. Wenn die Reihen dieser Menschen sich auch lichteten — Gott blieb allmächtig, allgegenwärtig, alliebend.

Die moderne Welt hat dem Menschen summarisch den Krieg erklärt. Es ist alles so eingerichtet, daß die Menschen nicht mehr allein denken, unvorhergesehen wählen, allein essen, allein handeln können. So, daß der Mensch kein Vertrauen mehr zu seinem Nachbarn hat, sondern zu der harten Menschenstatue, die aufrecht oder auf dem Kopfe steht, je nach der Schulrichtung. Da Gott in jedem wohnt, da er, als er den Menschen nach seinem Bilde schuf, in jedem seine Wohnung entworfen und seinen Segen vorbereitet hat, damit wir ihm aus Verdienst ähnlich werden möchten, ist Gott auf die innigste Weise da, letztlich aus seiner Hoheit und Macht heraus und natürlich auch durch seine Erniedrigung in Menschengestalt und durch die Erlösung. Und das ist es, was die moderne Welt, mag sie nun, wie mancherorts, in geschlossener Reihe oder, wie meist, in losen Haufen aufgelöst auftreten, einkesselt, terrorisiert, beschmutzt und austilgt, als sei es die Pest.

Wenn solcherlei Bedingungen, die, von der Häresie bis zur Gewaltanwendung reichend und, soweit es äußerste Bilder sind, an eine apokalyptische Zeit gemahnend, das Amt des christlichen Schriftstellers schwer machen, dann sind wir uns darüber einig, daß dieses Amt nicht weniger gefährdet ist.

Je geläufiger die Ungerechtigkeit, je schreiender die Verachtung, je verheerender die Verdorbenheit ist, desto mehr Aufträge hat der Mann Gottes, desto klarer ist seine Aufgabe vorgezeichnet.

Was seine Aufgabe gegenüber der Christenheit angeht, die in dieses Chaos eingekeilt und an verschiedenen Stellen davon erfaßt ist, so wird ein Schriftsteller in Christus derjenige sein, der in Christus tröstet und stärkt; derjenige, der die Wunden, ohne sie dem Blick zu entziehen, verbindet, indem er sie zur Höhe des Kreuzes erhebt, und mit der gleichen stärkenden Liebe die noch heilen Glieder auf das Kreuz des Kreuzes vorbereitet. Den Ungläubigen gegenüber, die, unglücklich und mit leeren Händen, von diesem Chaos erfaßt sind, sehe ich den Schriftsteller in Christus großherzig und aufrecht. Er wird die Leiden mehr lindern als erklären, und wenn er sie erklärt, solcherweise: hingebeugt, gütig, fest, die Sünde Sünde nennend, dem am Boden liegenden Bruder nahe, und nicht bloß dem, der Kirchensteuern zahlt.

Gegenüber den Geprüften schrankenlose, grenzenlose Liebe! Hier gilt die Frage aus der Schrift: „Habt ihr das verstanden? Habt ihr mich verstanden?" Wenn ja, dann antwortet Gottes Wort uns seinerseits: „Ihr seid meine geliebten Kinder!"

Der Schriftsteller in Christus ist im 20. Jahrhundert ein Mann des Friedens Christi, ein Mann der Gerechtigkeit Gottes gegen die Gerechtigkeit der Menschen, ein Mann der Freude, ein Mann außergewöhnlicher Liebe. Wo Haß ist, verkündet er Liebe, wo Beleidigung ist, bringt er Verzeihung, wo Irrtum ist, bringt er die Wahrheit, wo Zweifel ist, erweckt er den Glauben, wo Verzweiflung ist, belebt er die Hoffnung, wo Finsternis ist, bringt er das Licht. Er spricht, und wenn er spricht, spürt man, daß er versteht und mitfühlt, daß er zu entschuldigen sucht und nicht zu richten, wie die Führer dieser Welt, wo jeder in seiner Knechtschaft und in seinem Gefängnis wie zum Hohne Führer ist. Er sagt zu dem, der zu Gott kommt, und käme er auch von weither und hieße er Ernst Jünger, er sagt zu ihm: „Es wird schwer sein. Es wird lange dauern. Gott ist anspruchsvoll. Gott erwartet dich. Gott will dich. Bis du dahin gelangt, wirst du durch Wüsten müssen. Du wirst durchs Feuer müssen. Wir beten, aber du wirst nicht verschont werden und du wirst vor allen, vor Freunden und Feinden, nackt und bloß einhergehen müssen, angetan nur mit dem Kleid Christi, das mehr einem Kreuz gleicht als einem Mantel, ein Kleid, an dem die andern nur die Löcher sehen, die Anspeiungen und Erniedrigungen, die ihr Ziel wohl zu treffen wußten. Ja, das sagt er, das schreibt er, ohne sich zu verstecken, wie er ihm auch, ohne sich zu verstecken, die Hand reichen und ihm danken wird. Er fügt noch hinzu: „Ich bin dein Bruder. Und ich bin dein Bruder, was auch deine Vergehen sein mögen — diese Vergehen gegen Gott, die zur Hälfte nichts gemein haben mit den Vergehen gegen den Menschen." Er sagt: „Ich verspreche dir mein Gebet. Ohne Unterlaß werde ich für dich beten, und wenn du kannst, bete auch du für mich, weil

ich dessen bedarf." — Nicht aber wird er hingehen und ihm sagen: „Geh nur, ich bin nicht so dumm! Deine alten Umtriebe machen, daß ich kalt bleibe. Ich erinnere mich zu gut des Kriegers, der du warst, jenes Kriegers gegen Gott, den du verherrlicht hast. Und ich werde das nie vergessen und nie verzeihen.. Ich kann dir nicht trauen."

Nein, der christliche Schriftsteller, wie der Christ überhaupt, wird, wenn er mit den Worten Christi in Uebereinstimmung bleiben will, niemals ausrufen können: „Ich will nicht der Betrogene sein". Jesus Christus ist vom ganzen Krieg und seinen Machthabern betrogen worden.

Man kann sagen, daß die Torheit Christi, die Torheit des Kreuzes, die Söhne Gottes in das gleiche Blutbad, auf dieselbe Schlachtbank gerissen hat; und daß die Torheit Christi ein Martyrologium von Kindern, Jungfrauen und Menschen in der Vollkraft des Lebens, die plötzlich die Beute der Löwen, der Könige, der Staaten, der Völker wurden, hervorgerufen hat.

Diese Torheit ist es, die vorzuziehen ist. Und wenn sich unter denen, die zu uns kommen, die von weither kommen, jetzt, da Götzenbilder umgestürzt oder zerbrochen sind, pfiffige Leute oder Verräter verstecken sollten, dann mögen sie wissen, daß uns ihre Lügen nichts anhaben können, denn wir leben nur in Christus, der das Wahre vom Falschen unterscheidet; sie mögen wissen, daß sie sich selbst belügen. Und mögen die Christen, wenn sie in einem solchen Fall, einem Gewissensfall, verwirrt oder zögernd dastehen, das Verhalten jenes Jesus auswendig und zugleich aus Herzensgrund lernen, der noch unter dem Judaskuß zu seinem Verräter sagte: „*Mein Freund*".

Als Schriftsteller von solcher Natur, für den Gott das Gute, das Verlangen, das Ziel, für den die Erde Durchgang und das Leben Pilgerschaft ist, bekenne ich vor Ihnen meinen Wunsch, zu sein, und zwar bis zum Tode, wenn dieses Jahrhundert es braucht und wenn es hält, was es verspricht: Abenteurer und Sänger Gottes, in allen Lebenslagen, in allen Schriften, und mag es kosten, was es will, und ich bekenne, Sie, Sie alle und die anderen alle, als meine Brüder zu betrachten, im Namen des Vaters, der mir verzeihe, so viele Worte gebracht zu haben, um zuletzt nur zu sagen: „Ich glaube an Gott".

(Aus dem Französischen übersetzt)

II. Der Vortrag von Franz Josef Schöningh *

Franz Josef Schöningh seinerseits hatte seine Thema in die Formulierung gefaßt: „Der Schriftsteller und die geistige Situation der Gegenwart".

Franz Josef Schöningh ging von der These aus: „Die geistige Situation ist in ihrem Wesen durch einen wachsenden Schwund an Wirklichkeit charakterisiert". Was er damit meint, machte er an der Münchener Ausstellung französischer Meisterwerke deutlich: Die Ausstellung hat geradezu bildhaft demonstriert, „daß die Bilder, mit der geschichtlichen Entwicklung fortschreitend, immer weniger objektive Wirklichkeit besaßen..., daß diese moderne Kunst die Welt als Schöpfung Gottes in Frage stellt und sie als ihre eigene, ihrer absoluten Freiheit überantwortete betrachtet."

Die heutige Katastrophe ist geistig längst von allen Völkern Europas vorweg genommen gewesen, „als das philosophische Ich in seinem Bereich von den Wahrheiten der Theologie bewußt abstrahierte, als kein religiöses Band mehr den Auseinanderfall der Wissenschaften hinderte und der Mensch, nicht mehr angerufen, sich aus einem Rufzeichen in ein armseliges Fragezeichen hinter einer

*) Zusammenfassung auf Grund des Manuskriptes durch die Redaktion. Wörtlich angeführte Stellen sind gekennzeichnet. Red. d. Dok.

fragwürdig gewordenen Welt verwandelte . . . In Heidegger und Sartre ist der europäische Geist dort angekommen, wohin es ihn seit Jahrhunderten unablässig zieht: vor dem Nichts."

Eine der Erscheinungsformen des Nihilismus war der Nationalsozialismus. Wohl hat er sich aus verschiedenen Komponenten, die nur aus spezifisch deutschen Voraussetzungen zu erklären sind, zusammengesetzt, „aber es wäre verhängnisvoll, wenn wir dabei ein Phänomen vergessen, das uns in allen Ländern Europas entgegengrinst: die totale Glaubenslosigkeit des Nihilismus. Es ist das Ergebnis unserer gemeinsamen geschichtlichen Entwicklung, und wir müssen uns deshalb gemeinsam mit ihm auseinandersetzen."

„Während der Herrschaft Hitlers war es die Ueberzeugung mancher oppositioneller Deutscher, daß unter der Oberfläche einer völlig amoralischen, das Regime tragenden Schicht viele positive Kräfte schlummerten, die im Augenblick des Zusammenbruchs sich erheben würden. Jeder hielt seinen eigenen kleinen Kreis für einen von vielen, die auf diese Stunde warteten. Die beiden letzten Jahre haben in einer erschreckenden Deutlichkeit gezeigt, daß es nicht viele Kreise waren, die mit einer positiven Kraft auf ein positives Ziel hinsteuerten." Die Schicht der eigentlichen Träger des nationalsozialistischen Gedankens ist in der Tat nicht sehr breit gewesen, umso breiter aber die Schicht der Indifferenten, die dem Nationalsozialismus in einer totalen geistig-sittlichen Apathie gegenüberstanden. „Das Seltsame an diesem Phänomen aber war der Umstand, daß fast keiner von den Betroffenen sich etwa als Nihilisten bezeichnet, sondern fast jeder diese Bezeichnung mit Entrüstung zurückgewiesen hätte, da er ja keinerlei tatsächliche Folgerung aus dieser Grundverfassung zog. Man konnte nicht selten Menschen beobachten, die ihre religiösen Pflichten erfüllten, ohne doch zum Nationalsozialismus Nein zu sagen. Bei näherer Untersuchung konnte man die erschreckende Entdeckung machen, daß hier ein die Tiefe des geistigen und seelischen Lebens beherrschender Nihilismus sich vor sich selber verbarg, indem er sich jeweils Masken aufsetzte, die bereits zur Hand waren oder von außen her herangetragen wurden. Von hier aus läßt sich die zunächst erstaunliche Beobachtung erklären, daß manche sich tatsächlich nicht mehr an Einzelheiten ihrer politischen Vergangenheit zu erinnern vermögen. Es ist sehr oft keineswegs Verdrängung, sondern nur die Folge des Umstandes, daß sie niemals wirkliche Ueberzeugungen gewonnen, echte Entscheidungen gefällt haben. Sie erinnern sich tatsächlich nicht mehr daran, welche Maske sie gerade damals ihrem Nihilismus vorgehalten haben. Besonders niederdrückend ist dabei die Feststellung, daß diese Maske sehr wohl auch christliche Züge tragen kann."

Da der Selbstmörder als konsequenter Nihilist selten ist, weil sich der Daseinswille in das Streben wenigstens nach sozialem Wohlleben rettet, selbst auf Kosten der sozialen Gerechtigkeit, ist der Sozialutopismus die geläufigste Form des Nihilismus. Denn es ist zu einfach, ihn als Materialismus zu bezeichnen. Er ist eine Maske des Nihilismus, der auch in der Negation ein geistiges Phänomen ist. Denn nicht einmal die Verwandlung der äußeren Dinge in Schutt und Asche hat uns von dem Sozialutopismus zu befreien vermocht.

Auch der Zwillingsbruder des Sozialutopismus: der Nationalismus ist selbst noch nach der europäischen Katastrophe lebendig. „Daß sie Brüder sind, beweist wohl der Umstand zur Genüge, daß sie im Faschismus sowohl wie im Nationalsozialismus in enger Umarmung die zentralen Punkte des Programms darstellten. Der Nationalismus ist nicht weniger als der Sozialutopismus eine Erscheinungsform der bürgerlichen Glaubenslosigkeit, wie diese ja auch in ihrem Spätstadium die beiden genannten Herrschaftsformen hervorgebracht hat. Nun hätte man meinen, ja hoffen sollen, daß der Kommunismus eine echte Antithese zu jenem Nihilismus bilde und den Sozialutopismus sowohl wie den Nationalismus überwinden werde. Wie sehr aber der orthodoxe Marxismus dem bürgerlichen Nihilismus verhaftet ist, wie wenig er eine Position außerhalb dieses Nihilismus darstellt, beweist wohl am deutlichsten der Umstand, daß er — entgegen seiner ursprünglichen Konzeption —

den Zwillingsbruder Nationalismus nun auch ans Herz drücken muß. War der Kommunismus in seiner konkreten geschichtlichen Erscheinung zunächst eine Häresie, also eine, wenn auch feindliche Position innerhalb der christlichen Ueberlieferung, aus religiösen Kräften gespeist und aus der ständigen Auseinandersetzung mit dem erstarrten byzantinischen Christentum lebend, so verlor diese Häresie in gleichem Maße an religiösem Leben, als sie das Blut der orthodoxen Feindin ausgesogen hatte. Die Tragödie der russischen Revolution ist ihre Verwandlung aus einer lebendigen und vielleicht notwendigen Häresie in eine neue Form des bürgerlichen Nihilismus, in dem die außenpolitischen Konsequenzen des Nationalismus vorerst noch den Versuch zur Verwirklichung des sozialutopischen Elements hintanhalten. Dies ist der Schmerz und die bittere Enttäuschung jener, die darauf hofften, daß die christliche Wurzel des Kommunismus nicht abgeschnitten, sondern in wachsendem Maße den Baum mit ihrem Leben erfüllen werde."

„Angesichts dieser geistigen Situation ist die Aufgabe des christlichen Schriftstellers in aller Klarheit gegeben. Er hat den Nihilismus in seiner geistigen Wurzel und in seinen Erscheinungsformen zu bekämpfen". Dazu gehört der Kampf gegen den Nationalismus, dessen nihilistische Wurzel man erkennen muß. „Der Nationalismus lebt aus dem Schwund an Wirklichkeit, und es ist die Aufgabe des christlichen Schriftstellers, ihn durch Zurückgewinnung der Wirklichkeit zu überwinden."

„Im Nationalsozialismus hatte der Nationalismus seine letzten Konsequenzen gezogen . . . Er verriet gerade dadurch seine grundsätzlich antieuropäische Gesinnung, daß er den Konflikt zwischen der Stimme des Gewissens und der Liebe zum Vaterland grundsätzlich als ehrloses Verbrechen brandmarkte."

„Ein französischer Schriftsteller hat vor einiger Zeit erklärt, es gebe kein Abendland mehr, dies bestehe nur noch aus historischen Erinnerungen. Er hätte recht, wenn der Nationalismus uns so überwältigen würde, daß der Einzelne nur noch ein Partikel der Nation wäre und nicht mehr seine Stimme erheben dürfte gegen offensichtliches Unrecht, das im Namen dieser Nation begangen wird. Sind wir so weit? Ich mag es nicht glauben, sondern bin überzeugt und lasse nicht ab von der Hoffnung, daß in allen europäischen Völkern die Kräfte wachsen, die den Konflikt zwischen der Stimme des Gewissens und der Liebe zum Vaterland nicht in sich unterdrücken, sondern austragen".

Dieser Konflikt ist im nationalsozialistischen Deutschland von nicht wenigen Deutschen — die vielen Zuschriften zu Häckers „Tag- und Nachtbüchern" bezeugen, daß es nicht wenige waren — ausgetragen worden. In diesen Aufzeichnungen Häckers stehen die Sätze: „Hätte ich es als Kind für möglich gehalten, daß einer aus Pflicht und Liebe zu Gott die zeitliche Niederlage seines eigenen Volkes wünschen und begrüßen kann? Kann überhaupt ein Kind dieses begreifen? Wie schwer ist es heute, schwermütig und zum Schweigen verpflichtend ist es, Vater zu sein, Kinder zu haben, die einem vertrauen und denen man den wahren Sachverhalt nicht sagen darf, weil sie ihn noch gar nicht verstehen können."

„Das ist Wirklichkeit, meine Damen und Herren, und wie alle Wirklichkeit voll von Widersprüchen und Konflikten, aber die terribles simplificateures . . ., die sich der Wirklichkeit so nahe dünken, vermögen diese überhaupt nicht zu sehen und fällen Generalurteile, welche die Wirrnis, in der wir leben, noch vergrößern. Diese simplificateures tragen ihrerseits zu dem bei, was ich den Schwund an Wirklichkeit nannte. Sie leben von diesem".

„So wäre es also die wesentliche Aufgabe des Schriftstellers, den terribles simplificateures den Kampf anzusagen? In der Tat, dies ist seine höchst kriegerische Aufgabe!"

Der Schriftsteller muß aufhören, ein Propagandist zu sein, er muß seine sogenannten Wahrheiten mutig der Wahrheit der Dinge opfern, um die schreckliche Trennung zwischen dem Ich und den Dingen, zu der es in Europa gekommen ist, zu überwinden. „Die Sprache beruht nicht nur auf dem consensus omnium, der

geheimen Uebereinstimmung aller Menschen untereinander, sondern auch der Menschen mit den Dingen, denn sie zielt ihrem Wesen nach auf die Wahrheit der Dinge. Sie behält ihren Sinn noch mitten im Unsinn, diesen kraft ihres göttlichen Ursprungs anklagend und entlarvend". Das wahrhaft religiöse Amt des echten Schriftstellers besteht darin: „Er hat sich nicht die Sprache zu unterwerfen, sondern der Sprache und in ihr der Wahrheit der Dinge. Ich bin mir bewußt, daß hier bereits eine philosophische, genauer: eine erkenntnistheoretische Frage entschieden ist und daß ich mich bereits vor dem doctor angelicus in Ehrfurcht gebeugt habe. Aber auch jener Schriftsteller, der nicht weiß, daß erkenntnistheoretische Fragen Fragen auf Leben und Tod sind, kann gleich Karl Kraus aus dem leidenschaftlichen und leidenschaftlich ehrfürchtigen Dienst an der Sprache zu fundamentalen Einsichten vorstoßen, zu denen die Philosophie auf weiterem und mühevollerem Wege gelangt. Dann wird er in der Sprache die großartige Einheit der Welt als Schöpfung Gottes erkennen und wissen, daß sie auf ihn und er auf sie gleichermaßen angelegt ist, daß die Dinge ihr eigenes Gewicht und ihren Symbolwert für eine tiefere Wirklichkeit haben und daß er berufen ist, in der Ehrfurcht vor jenen zu dieser andächtig vorzudringen. Aus der und durch die Sprache vor allem kann dem Schwund an Wirklichkeit Einhalt geboten, kann er rückgängig gemacht werden.

Vor allem durch die Sprache? Ja, wenn sie als Mittlerin begriffen — nein, wenn sie nicht als Gleichnis im Lichte des gewaltigen Satzes begriffen wird: ‚Im Anfang war das Wort'. So sind wir denn willentlich-unwillentlich zu einer Wahrheit gelenkt worden, die — im Grunde eine Binsenwahrheit — über Europas Zukunft entscheidet: ob die religiösen Kräfte stark genug sind, dem allgemeinen Verfall Einhalt zu gebieten. Niemand von uns kann dies voraussagen. Zwar steht geschrieben: ‚Sanabiles fecisti populos tuos', aber es gibt auch die düsteren Voraussagungen des Donoso Cortes, der sich längst als echten Propheten erwiesen hat. Für den Christen kommt es jedoch nicht auf die natürliche Chance an, da die übernatürliche wachsen kann, auch wenn jene nur gering ist. Er hat die Aufgabe, das Licht seiner Lampe nicht verlöschen zu lassen, damit Christi Licht ihn nicht im Rücken treffe. Der christliche Schriftsteller hat die Aufgabe, Zeugnis zu geben von der Wahrheit der Dinge und davon, daß sie nur — nur? o Freunde: sogar — Gleichnisse sind.

Aber es kommt in dieser Stunde alles darauf an, wie er Zeugnis ablegt, denn es ist ein anderes, ob er die Wahrheit dem Ungläubigen in einer Urne entgegenhält oder als lebendiges, ihn selbst durchströmendes Leben. Wenn meine Ueberzeugung richtig ist, daß der Nihilismus die eigentliche Krankheit Europas bedeutet, dann muß der christliche Schriftsteller es lernen, zu Nihilisten zu sprechen."

Wie aber kann das geschehen? „Der Nihilist ist nicht der Böse, sondern jener Arme, der auf dem Wege nach Jericho unter die Räuber fiel und bis auf seine armselige Nacktheit beraubt wurde, und er ist für den Mann aus Samaria der ganz Fremde, der Andersartige. Gerade das macht ja die Größe des echten Samariterdienstes aus, wenn er nicht im Sinn eines Wohltätigkeitsbazars verstanden wird. Der christliche Schriftsteller hat die schreckliche Entblößung des Nihilisten zu teilen, indem er sein geistiges Gewand so trägt, als wenn er es nicht trüge. Auch so ist das erhabene Gleichnis in unseren Tagen zu verstehen. Vielleicht darf hinzugefügt werden: Wer Ohren hat zu hören, der höre. Denn es ist sehr schwer, diese Aufgabe jenem zu erklären, der nie auf Wegen geht, wo die Wunden und Beraubten am staubigen Straßenrand liegen, oder der sie in ihrer Blöße nicht sehen will, weil er sich in seinem stattlichen Kirchgängergewand für sie schämt. Und doch liegt gerade hier die Aufgabe des christlichen Schriftstellers: Die Blöße der im Geiste Entblößten, den Hunger der Hungrigen zu teilen. Wenn wir nicht ihre Fragen wie unsere eigenen aus der Mitte unseres Herzens stellen, werden unsere

Antworten nur das Geklingel einer Schelle sein. An unseren Worten sollte etwas vom blutigen Schweiß des Oelbergs haften".

Zu den vordringlichen Aufgaben des christlichen Schriftstellers gehört es, so führte Schöningh zum Schluß aus, das eigentlich christliche Anliegen von seiner Vermischung mit historisch-patriotischen Zügen zu befreien. Der Grundsatz "politique d'abord" muß überwunden werden, und zwar auch dort, wo er heimlich am Werke ist. „Wie soll für Europa Rettung kommen, wenn nicht unter seinen Katholiken vorbehaltlos der Grundsatz vertreten wird: 'Le Christ d'abord' ?"

„Man braucht nicht einmal die Geschichte des Abendlandes zu kennen, um zu wissen, daß Europas Zukunft davon abhängt, ob das französische und das deutsche Volk sich endlich innerlich zu verständigen vermögen. Weder der Nihilismus noch der Schwarze Markt, um mit Bernanos zu sprechen, stellen in ihrer Gemeinsamkeit ein einigendes Band dar, sondern einzig jene Kraft, die gleichermaßen in Paris wie in München, in Köln wie in Marseille verehrt wird. Für sie haben die christlichen Schriftsteller Zeugnis zu geben in der Gewißheit, daß ohne höhere Hilfe das endgültige Verhängnis nicht abzuwenden ist. Daß wir aber in Auferstehung oder Untergang unlöslich miteinander verbunden sind, das haben in beiden Ländern bedeutende Geister immer wieder erkannt.

Der ‚Temps' vom 3. Oktober 1871 hat einen offenen Brief von George Sand an Gustav Flaubert veröffentlicht, in dem es heißt: ‚Wir werden die Deutschen um ihrer Siege willen ebenso beklagen müssen, wie uns um unserer Niederlage willen, denn für sie ist es der Anfang ihrer moralischen Entwertung. Die Tragödie ihres Niederganges hat begonnen, und da sie mit eigener Hand daran arbeiten, wird er schnell fortschreiten. All diese großen, materiell gerichteten Organisationen, in denen Recht, Gesetz und Ehrfurcht vor der Menschheit verleugnet werden, sind tönerne Kolosse. Wir haben diese Erfahrung teuer bezahlt. Aber der moralische Niedergang Deutschlands bedeutet nicht das künftige Heil Frankreichs, und wenn wir an der Reihe sein werden, ihm das erlittene Unrecht zu vergelten, wird uns seine Vernichtung kein neues Leben schenken. Nicht im vergossenen Blut verjüngen und erneuern sich die Völker. Ströme von Leben können noch aus der Leiche Frankreichs entstehen, aber die Leiche Deutschlands wird der Pestherd Europas werden. Ein Volk, das seine Ideale verloren hat, kann sich nicht selber erneuern. Sein Tod wirkt nicht befruchtend, alle, die seine giftigen Ausdünstungen atmen, werden von dem tödlichen Uebel mitbetroffen. Armes Deutschland. Gott schüttet über dich wie über uns die Schale seines Zornes aus, und der denkende Geist beweint dich und bereitet deinen Grabspruch vor, während du frohlockst und dich berauschst. Frankreich, der bleiche, blutende Kranke, hält immer noch in verkrampften Händen einen Zipfel des besternten Mantels der Zukunft, du aber hüllst dich in eine befleckte Fahne, die dir zum Leichentuch werden wird . . .'

Ein Volk, das seine Ideale verloren hat, kann sich nicht selbst erneuern. Deutschland hat seit der Katastrophe von 1866 in immer breiteren Schichten seine Ideale verloren, jene Ideale, die es einst mit Frankreich verbanden und die uns heute hier zusammengeführt haben. Es gibt in Deutschland eine vorerst noch schwache Elite, die bereit und entschlossen ist, diese alten, immer neuen Ideale mit ihrer ganzen Existenz zu vertreten, aber sie wird erdrückt werden, wenn ihr keine auch greifbaren Argumente vergönnt werden, mit denen sie die uns durch Le Bon so wohl vertrauten Massen aus der Sackgasse eines wieder aufflackernden nationalistischen Ressentiments auf den Weg nach Europa zu führen vermag. Helfen Sie uns, das Leichentuch Deutschlands in den gemeinsamen Sternenmantel der Zukunft zu verwandeln!"

Thema: „Die Verantwortung des Schriftstellers im sozialen Bereich" *

I. Der Vortrag von J.-P. Dubois-Dumée

Von der sozialen Verantwortung des Schriftstellers zu sprechen, wäre im 17. Jahrhundert als Absurdität erschienen: das Problem stellte sich damals gar nicht. Im 18. Jahrhundert hätte es Kühnheit bedeutet: der Gedanke kam damals auf, aber erst allmählich; es handelte sich weniger um das bewußte Erfassen einer Realität, als um die Konsequenz einer Philosophie. Im 19. Jahrhundert war der Gedanke einer sozialen Verantwortung des Schriftstellers Gegenstand einer großen, wesentlich literarischen Schlacht. Heute ist er fast eine Banalität.

Es ist immerhin von Bedeutung, sich klar zu machen, durch welchen Prozeß dieser Gedanke Gestalt angenommen hat. Die fast allgemeine Bejahung einer „littérature engagée" 1) scheint in der Tat eine große Strömung im heutigen Denken offenbar zu machen. Wenn er auch einige Vorläufer gehabt hat, von denen wir noch sprechen werden, so ist dieser Gedanke in Wirklichkeit doch ganz neu — er hat seine Bedeutung erst im Laufe der letzten Jahre gewonnen. Daher die Konfusion, die zu zerstreuen wir uns bemühen werden, um zu einer klaren Auffassung von der *gegenwärtigen* Verantwortung des Schriftstellers im sozialen Bereich zu kommen. Ich unterstreiche das Wort „gegenwärtig", denn es wird sich alsbald zeigen, daß diese Verantwortung — ihrer Form und ihrem Inhalt nach — nicht ein für allemal fest umrissen werden kann. Man kann sie heute nicht definieren, wie man sie gestern hätte definieren und wie man es morgen wird tun müssen.

Sie ist in der Tat an die Entwicklung des sozialen Problems selbst gebunden — eine Entwicklung, von der man sagen kann, daß sie bis zur gegenwärtigen Stunde das tiefste Charakteristikum des 20. Jahrhunderts ist. Das 17. Jahrhundert war psychologisch, das 18. Jahrhundert philosophisch, das 19. Jahrhundert historisch und das 20. Jahrhundert ist sozial bestimmt. Natürlich bedürfen solche Charakterisierungen der Nuancierung, aber das würde uns hier zu weit führen. Wie dem auch sei, niemand kann sich dem „sozialen Druck" entziehen, dem der Mensch stärker und stärker ausgesetzt ist. Der Schriftsteller ist ihm unterworfen wie die anderen, und vielleicht mehr als die anderen, denn er rührt an die Materie seines Werkes selbst. Es liegt in der Tat auf der Hand, daß ein Autor von heute, welcher Art auch das Werk sei, das er verfaßt: Gedicht oder Roman, nicht einfach über Solidarität und Auseinandersetzung der sozialen Klassen, über Fabrikschlot und Konzentrations-

---

*) Die französische Formulierung des Themas der beiden folgenden Referate lautet: "La responsabilité de l'écrivain sur le plan social". Der Begriff „sozial" ist hier im weitesten, in seinem ursprünglichen Sinne zu verstehen, in dem Sinne also, in dem er angewandt wird, wenn man sagt: „Der Mensch ist ein soziales Wesen". Das Wort meint hier also alles, was dem Menschen nicht als Einzel-, sondern als Gesellschaftswesen angeht. Bekanntlich wird das Wort „sozial" im Deutschen oft auch in einem engeren Sinne verwandt, etwa wenn man von „sozialer Frage", „sozialer Arbeit" „Sozialgesetzgebung", „Sozialpolitik" spricht. Im Deutschen haben wir neben dem Wort „sozial" noch das Wort „gesellschaftlich", wogegen man im Französischen nur das eine Wort „social" hat. So übersetzt man z. B. den berühmten "Contract social" Rousseaus mit „Gesellschaftsvertrag". Wenn der Zusammenhang es nicht anders besagt, bedeutet „social" im Französischen also „gesellschaftlich-sozial", was auch für die hier folgende Uebersetzung, in der das Wort stets einfach beibehalten wurde, zu beachten ist. Dem Sachverhalt wird man bei der Uebersetzung des Themas selbst wohl am ehesten gerecht, wenn man "dans le plan social" nicht mit „auf sozialem Gebiet", sondern mit „im sozialen Bereich" übersetzt.

Anmerk. d. Uebers.

1) Zu „engager" bzw. „engagement" vgl. die Fußnote auf Seite 459.

lager hinweggehen kann, als gäbe es das alles nicht. Oder aber sein Werk hat nicht den Gehalt der Wahrheit und Wirklichkeit. „Der vollkommene Roman", so schreibt *Köstler* in *„Der Yogi und der Kommissar"*, setzt auf seiten des Autors umfassende Kenntnis seiner Zeit voraus: Wissen um die Strömungen und wesentlichen Tatsachen (die Statistik einbegriffen) ebenso wie Wissen um die Ideen und Theorien (Naturwissenschaften einbegriffen)". Köstler fügt richtig hinzu: „Damit ist, wohlverstanden, nicht gemeint, der Romancier müsse sein Werk mit seinen Fachkenntnissen anfüllen. Das hieße eine Enzyklopädie schreiben, und nicht einen Roman. Die Auswertung dieser seiner Kenntnisse muß implicite geschehen". Anders ausgedrückt: Fabrikschlot und Konzentrationslager müssen nicht unbedingt auf dem Gemälde erscheinen, aber der Autor wird nichts Gutes schaffen, wenn solche Bilder seinem Geiste nicht gegenwärtig sind in dem Augenblick, wo er die Geschichte erzählt, und sei es die scheinbar unbeschwerteste, und sei sie auch noch so ausschließlich psychologisch.

Das Soziale drängt uns von allen Seiten. Ueberall erleben wir das Emporkommen (avénement) der Massen. Freilich geht das noch ungeordnet, chaotisch, unsicher vor sich: die Massen haben noch nicht ihren Ausdruck gefunden: sie schwanken noch zwischen Faschismus und Demokratie, das heißt zwischen Knechtschaft und Selbständigkeit. Aber unsere Rolle als Schriftsteller besteht ja gerade darin, ihnen zu helfen, ihren Ausdruck zu finden, sie selbst zu sein. Die soziale Zukunft wird unbestreitbar — schon das Wort sagt es — in Richtung einer Sozialisierung gehen. Die Schriftsteller, die sich dieser Entwicklung verschließen, werden nicht mehr gelesen. *Gide* und *Giraudoux* haben viel von ihrer Leserschaft verloren: ihnen fehlt zu sehr der Sinn für Solidarität.

Der Schriftsteller, gestern noch durch seine soziale, oft bürgerliche Herkunft, durch seine Arbeit oder seine Kultur isoliert und beständig versucht, sich zu isolieren, sieht sich immer mehr an seine Brüder, die Menschen gebunden. Sein Publikum selbst verbreitert sich. Wenn die Buchauflagen auch oft noch gering sind, so machen Radio, Kino und Presse doch Millionen mit Werken bekannt, die noch unlängst nur einige Tausende erreichten. Sartres „Huis clos" und Claudels „Christophe Colomb" werden im Radio gesandt. Gides „Symphonie pastorale", dieses intime Büchlein, dieses Taschenbüchlein, geht in der ganzen Welt über die Leinwand. Der „Reader Digest" verbreitet einen Artikel in elf Millionen Exemplaren. So sieht sich der Schriftsteller mit sozialer Verantwortung beladen, ob er nun will oder nicht.

• • •

Es hat erst verschiedener Krisen bedurft, um dem Schriftsteller das bewußt zu machen — in Etappen, die uns immer näher kamen, in Erfahrungen, die immer zwingender wurden. Es sei nur kurz an die Interventionen Voltaires in einer gewissen Anzahl von Fällen religiöser Intoleranz oder von Justizirrtümern erinnert. Diese Interventionen spiegeln zwar gut wieder, wie damals das soziale Verantwortungsgefühl des Schriftstellers im Entstehen begriffen war, aber sie bedeuteten noch keine Krise im eigentlichen Sinne.

Die erste große Krise auf diesem Gebiet scheint die Dreyfus-Affäre gewesen zu sein. Die Intellektuellen — in bedeutender Zahl: Zola, Halévy, Péguy und viele andere — schreckten nicht davor zurück, in die Schlacht einzugreifen, sich zu „engagieren". Gewiß, viele gingen aus dem Kampf enttäuscht hervor, aber sie taten es nicht, ohne von der Wichtigkeit und Notwendigkeit des „Engagements" überzeugt zu sein.

Die zweite Krise kam mit der Résistance, die übrigens oft mit der Dreyfus-Affäre verglichen wurde. Eine gute Anzahl Schriftsteller „engagierte" sich hier: sie entschlossen sich zur Veröffentlichung von Geheimschriften. Die das taten, vermochten,

selbst wenn sie im allgemeinen dem Tode entkamen — ihr Risiko war weniger groß als das ihrer Drucker —, mindestens den Preis ihrer Artikel oder ihrer Bücher abzuwägen: es war der Preis eines oder mehrerer Menschenleben. Das Schreiben erschien damals wahrhaft als ein „Akt". Schreiben ist immer ein Akt, aber es bedarf Bedingungen dieser Art, um sich darüber Rechenschaft zu geben. Wenn die Résistance auch keine überragenden Autoren hervorgebracht hat, so hat sie doch mindestens den Schriftstellern ihre Verantwortung bewußt gemacht und hat zwischen ihnen und dem Volk einen Kontakt hergestellt, der nicht mehr wird verloren gehen. Daraus werden in der Zukunft — vielleicht schon in naher Zukunft — große Werke emporwachsen.

Die dritte Krise ist nur eine Folge der zweiten: ich meine die Krise der „Epuration" (der „Säuberung"). Es ist bekannt, daß die französische Justiz gegen die Kollaborateure unter den Schriftstellern harte Urteile ausgesprochen hat: Gefängnis, Zwangsarbeit, bisweilen Todesstrafe, und das in einem Maße, daß Schriftsteller der Résistance geglaubt haben, für Mäßigung eintreten zu müssen. Gewiß ist, daß die Schriftsteller im Vergleich zu den Männern der Wirtschaft oder Finanz von der „Epuration" härter getroffen wurden: die Nachprüfung war bei ihnen nicht schwierig, zumal, wenn ihre Artikel gezeichnet waren. Sie waren also leichter zu fassen als die Industriellen, die geschickt genug waren, ihre Bücher zu verschleiern. Aber war dafür nicht auch ihr Einfluß gewaltig? Niemals ist man mehr inne geworden, daß es Gedanken gibt, die töten. „Welch ein furchtbares Geschick kann ein Füllfederhalter bergen!" schrieb Mauriac. Ist es nicht durchaus normal, daß man in einer Epoche, wo die inneren und äußeren Konflikte nicht mehr nur politischen, sondern weitgehend ideologischen Charakters sind, bei der Beurteilung des Schuldanteils der Schriftsteller scharfe Maßstäbe anlegt? Die Größe der Strafe hat, selbst wenn sie bisweilen ins Uebermaß ging, den Schriftstellern, allen Schriftstellern die Größe ihres Einflusses bewußt gemacht. Hat man nicht vor einiger Zeit von einer Diktatur der Intellektuellen gesprochen, die die Diktatur des Geburtsstandes und die Diktatur des Geldes abgelöst habe?

Wie dem auch sei, der Gedanke einer sozialen Verantwortung des Schriftstellers ist heute in Geltung. Die Position, die *Romain Rolland* 1914 „au-dessus de la mêlée" („oberhalb des Getümmels") einnahm, war schon 1939 nicht mehr möglich, und ist es erst recht nicht 1947! Die Schriftsteller unterschreiben politische Manifeste und greifen in den Kampf der Parteien ein. *François Mauriac* hat fast auf seine eigentliche literarische Laufbahn verzichtet, um jede Woche zwei oder drei Leitartikel für den „Figaro" zu schreiben. „Ich kann nichts mehr schreiben", erklärt er ständig. „Ein Theaterstück zu schreiben, das läßt sich zur Not mit einer Tätigkeit, wie ich sie jetzt auf mich genommen, vereinbaren, und das Stück wird sogar davon profitieren, aber einen Roman — das ist unmöglich. Sie können schwerlich wissen, wie sehr mich meine Leitartikel im ‚Figaro' dauernd in Anspruch nehmen. Aber ich habe nicht das Recht, mich davon frei zu machen". Mehrmals schien er bereit, darauf zu verzichten — es war, wie er es genannt hat, „Versuchung zur Gleichgültigkeit gegenüber dem, was nicht das Ewige angeht". Aber bis zur Stunde hat er dieser Versuchung nicht nachgegeben. Der Journalismus ist zur natürlichen Verlängerung seines literarischen Schaffens geworden — bis zu einem Grade, daß es beinahe unmöglich ist, beides zu trennen. Die Leitartikel, die *Albert Camus* in der Zeitung „Combat" schrieb, lagen nicht *außerhalb* seines Werkes, und noch weniger standen sie, wie man bisweilen behauptet hat, im Gegensatz zu ihm: sie waren vielmehr durchaus seine Ergänzung und selbst seine Vollendung. Heute sind jene Schriftsteller, und selbst unter den größten, selten, die nicht gleichzeitig Journalisten wären! Ich will gerne zugeben, daß sie dazu bisweilen durch Geldnöte getrieben werden (der Journalismus macht sich besser bezahlt als die Literatur), bisweilen auch durch eitle Ruhmsucht, aber bei den Besten ist es stets das Bedürfnis nach einem entschiedeneren

„Engagement” und nach einem weiterreichenden Kontakt mit dem Publikum, was sie dazu bringt.

* * *

Es kommt jedoch vor, daß dieses ausgeprägte Bewußtsein der sozialen Verantwortung zu Irrwegen führt, und zwar in zwei Richtungen: in eine gewisse Form des *Prophetismus* und in die *Parteigängerschaft* hinein.

Der Prophet beginnt damit, daß er sich außerhalb der Welt stellt, und dann schleudert er seinen Bannstrahl, als ob alles in dieser Welt schlecht sei. Ich behaupte nicht, daß die Propheten, die es in dieser Art auf sich nehmen, das Schlechte bloßzulegen, nicht notwendig seien. Sie sind nicht zu entbehren: wir wiegen uns ja so leicht in Nachgiebigkeit und Lauheit ein. Um uns wachzurütteln, bedarf es der Worte ohne Maß und Berechnung. Aber dieser Prophetismus, im persönlichen Bereich und im Bereich des Zeugnisses vollständig gerechtfertigt, wird gefährlich von dem Augenblick an, wo er auf Verallgemeinerung ausgeht, und vor allem von dem Augenblick an, wo er, wie es in Frankreich der Fall ist, eine Mode zu werden droht. Jüngst schreckte ein Verleger, um einen jungen Autor zu lancieren, nicht davor zurück, ihn als „einen neuen Léon Bloy” zu präsentieren. Man könnte heute fast meinen, es sei ein Preis ausgeschrieben für den, der diese verfaulte Welt am heftigsten anzuprangern vermag, genau so, wie nach dem Erfolge Millers gegenwärtig ein Wettbewerb um das obszönste Buch eröffnet zu sein scheint.

Selbst Bernanos läßt sich von der Billigkeit dieses Prophetismus hinreißen und verliert nach und nach seine Hörerschaft. Es ist gut, die Inbesitznahme aller Bereiche des Lebens und der Gesellschaft durch den Staat (l'emprise de l'Etat) und das Aufkommen eines Roboter-Menschen anzuprangern. Es ist gut, „Es brennt!” zu schreien. Aber damit ist es nicht getan, man muß außerdem einen neuen Weg aufzeigen. Bernanos' Rufen, so notwendig es auch sein mag, befreit uns nicht, weil wir in dem Schweigen, das dem Alarmruf folgt, den Propheten murmeln hören: zu spät.

Unlängst ist eine Zeitschrift lanciert worden, die diese Haltung zur Genüge repräsentiert: „Le Cheval de Troie” („Das trojanische Pferd”), unter der Schriftleitung von Pater Bruckberger. In ihrer ersten Nummer gibt es vieles, was man als in jeder Hinsicht bemerkenswert festhalten sollte. Da heißt es etwa: „Der Geist dieser neuen Zeitschrift ist ein christlicher. Ihr Titel bezeichnet eine antike Kriegsmaschine. Eben das ist es, was man uns vorwerfen kann. Nun, als ob die moderne Welt, die Welt der Intelligenz einbegriffen, von Wohlwollen und Loyalität triefe! Man tut besser daran, sich darin in einer Kriegsmaschine vorwärts zu bewegen, und nicht mit einem Strauß Feldblumen in der Hand”.

Damit wäre die Sache also entschieden: nicht darum geht es, zu suchen, was die moderne Welt an Möglichkeiten, sondern vielmehr was sie an Unmöglichkeiten birgt. Sie ist schlecht — man muß sie vollständig ablehnen. „Uns kommt es zu”, so heißt es in dem Leitartikel weiter, „die Waffen des Lichtes nicht beiseite zu legen und einen letzten lauten Ruf, und wäre es ein Zornesschrei, auszustoßen — um einer Kultur willen, die einstmals eine christliche war und nun endgültig in die trostlose Einöde des Materiellen hinabzusinken droht”.

Sicherlich, dieses Rufen muß sein. Ich werde sogleich darauf zurückkommen. Muß man sich aber zugleich auch von jener Welt abwenden, die unter der sterbenden geboren wird? Wir bleiben bei dem Gedanken vom Sterben einer Kultur stehen und sehen nicht, daß dieser Tod *gleichzeitig* die Geburt einer neuen Kultur bedeutet. In einem bemerkenswerten Artikel „Technik und Sünde” dieser selben Nummer des „Trojanischen Pferdes” zeigt *Gabriel Marcel*, daß die Technik das Mysterium tötet und daß sie uns in die entsetzlichste Barbarei führt. Insofern, als die Technik Hochmut, Ueberheblichkeit ist, ist sie gewiß Sünde, auch Sünde. Und Marcel sieht keinen anderen Weg aus dieser Krise als im Gebet und in der inneren Sammlung, einer Sammlung, durch die die Mächte der Liebe und der Demut wieder erstarken und zur Gel-

rung kommen, jene Mächte, die mit der Zeit den Hochmut des in seiner Technik eingeschlossenen Technikers aufzuwiegen vermögen. Die innere Sammlung erscheint hier also als eine Art Kompension. Man kann dieser Lösung nur zustimmen, aber genügt sie? Anstatt die moderne Welt abzulehnen, oder anstatt nur ein Gegengewicht gegen sie zu schaffen — könnte man sie nicht auf sich nehmen, sie und ihre Technik, um sie zu bewältigen und umzugestalten? Die Technik hat uns überwältigt. Die gegenwärtige Krise wird nicht dadurch gelöst, daß man die Technik verwirft oder ignoriert, und selbst nicht dadurch, daß man sie kompensiert. Die Technik ist weder nur gut noch nur böse. Sie ist gut *und* böse. An uns ist es, aus ihr ein Mittel zum Lobpreise Gottes zu machen. *Alles* in dieser Welt muß geheiligt werden.

Ein anderes Beispiel erleben wir an der Haltung gewisser Schriftsteller, und sonderlich gewisser christlicher Schriftsteller, angesichts der Atombombe oder selbst einfach der Atomkraft. Sie betrachten die Freimachung der Atomkraft als ein Anzeichen für das Ende der Welt und stoßen Schreckensschreie aus. Sie lassen mich an jene Leute denken, die — und bisweilen waren es sogar Gelehrte —, als die erste Eisenbahnlinie in Betrieb genommen wurde, in der Eisenbahn eine Erfindung des Teufels sahen, die den Menschen um Gesundheit und Glauben bringen würde. Vor dieser neuen Macht haben wir nicht zu jammern oder das Angesicht zu verhüllen Sie ist an sich weder gut noch böse: sie wird das sein, was wir aus ihr machen.

Da gibt es eine kleine Geschichte, die die Haltung gewisser Christen der modernen Welt gegenüber sehr hübsch illustriert — es ist eben die, die Pater Bruckberger an die Spitze seines Leitartikels im „Trojanischen Pferd" stellt. Es handelt sich da um den Maler Forain. Ich kann dem Vergnügen, sie hier vollständig zu zitieren, nicht widerstehen:

„Der Sohn des Malers war zum Kriegsdienst eingezogen und war mit Lerain, Dunoyer de Segonzac und einigen anderen in einer Tarnabteilung tätig, die übrigens viele und gute Arbeit leistete und für gewöhnlich ganz nahe an der Front stationiert war.

Vater Forain pflegte seinen Sohn regelmäßig zu besuchen. Das war ein Schauspiel, und dieses Schauspiel war eben er selbst! Man hatte ihm einen Helm und ein Paar Kommißstiefel gegeben, und einen Regenmantel hatte er an, dessen Farbe nicht zu definieren war. Von allen Seiten war er mit vollen Brotbeuteln und Feldflaschen bepackt. So ging er auf den Straßen des Krieges einher, ließ sich bald von diesem, bald von jenem Lastwagen mitnehmen und machte die letzten Kilometer zu Fuß. Wer das alte Männlein in dieser Aufmachung sah, dem war es durchaus unmöglich, zu erraten, ob es sich um einen Zivilisten oder um einen Soldaten, um einen Artilleristen oder um einen Infanteristen, um einen Obersten oder um einen Gefreiten handele. Und für gewöhnlich kam ihm diese Undefinierbarkeit zu statten.

Eines Tages jedoch begegnete ihm ein großer Wagen. Der hielt plötzlich an, und heraus stieg ein General: ‚Sie da, was machen Sie hier?' ‚Na, was schon . . . ich gehe in Stellung', antwortete Forain in seinem Vorstadtakzent und zog die Sätze mit der Dreistigkeit dieses Akzentes in die Länge. ‚Zunächst einmal, wer sind Sie?' ‚Wer ich bin?' ‚Ja, wer sind Sie? Man kann ja doch nicht erkennen, was Sie sind'. Da richtete sich Forain langsam auf, nahm Haltung an, grüßte, den Gruß nach Zeiten ausführend, in tadelloser Weise militärisch und antwortete, seine glänzenden Augen in die Augen seines Vorgesetzten gerichtet: ‚Mein General, ich bin Christ!'"

Daß die Christen und besonders die christlichen Schriftsteller im Angesichte der modernen Welt ohne Kompromiß und Schwächlichkeit zu ihren Forderungen und zu ihrem Glauben stehen, ob gelegen oder ungelegen, so wie Forain im Angesichte des Generals, das billige auch ich natürlich, ja, mehr noch, ich ersehne es. Ganz sicherlich hat nicht das Christentum sich der modernen Welt anzupassen, sondern die moderne Welt dem Christentum. Und doch reicht die Antwort Forains, auch dort, wo sie notwendig ist, hin? Ist sie wirklich eine Antwort? Eine bloße

Erklärung abgeben genügt nicht. Und auch rufen genügt nicht. Wir müssen auf die präzisen Fragen, die uns die moderne Welt stellt, eine Antwort zu geben wissen.

* * *

Also, wird man sagen, engagiert euch bis zum äußersten. Stellt euch in den Dienst einer Partei. Also nicht mehr Prophet, sondern Parteigänger. Oder Prophet *und* Parteigänger, denn diese beiden Haltungen können sich miteinander verbinden, wie *Loys Masson* es zeigt. Die Versuchung dazu ist groß und viele sind ihr erlegen. Ich weise da nur auf *Aragon* hin, der der kommunistischen Partei beigetreten ist, und auf *Malraux*, der zum „Rassemblement" de Gaulles gehört. Was die Schriftsteller zum politischen Engagement treibt, das ist zunächst die Meinung, dadurch einen, wie man sagt, „wirksamen" Akt zu setzen. Sie haben vor der politischen Aktion jene Art von Minderwertigkeitskomplex, den man bei den Intellektuellen so häufig findet. Wenn so viele zur kommunistischen Partei hinüberschielen, dann darum, weil sie es verstanden hat, als die „wirksamste" zu gelten. Die Zeitschrift „Esprit" hat unlängst eine Enquête über die Versuchung zum Kommunismus veranstaltet, die diesen Antrieb gut ans Licht gebracht hat. Schriftsteller, bisher isoliert und gleichsam abseits der Bewegung der Welt und der sozialen Entwicklung, haben geglaubt, sich dadurch dieser Bewegung und Entwicklung einfügen zu können. Im allgemeinen durch ihre Herkunft und ihre Bildung bürgerlich, haben sie das Bedürfnis gefühlt, sich der Arbeiterklasse — offensichtlich die aufsteigenden Klasse und also das Kraftreservoir — zu nähern.

Péguy sagte: Man kann nie wissen, was die Furcht, als nicht weit genug vorne (avancé) zu erscheinen, bei uns Franzosen an Feigheit hervorbringen mag. Das gilt auch im Jahre 1947 immer noch, und vielleicht läßt es sich präziser so ausdrücken: Man kann nie erschöpfend wissen, was die Furcht, nicht in dem zu stehen, was man reichlich vage den „Strom der Geschichte" nennt, bei den französischen Schriftstellern an Verrat hervorbringen mag.

Denn es handelt sich durchaus um Verrat. Das Verlangen, dem Volke näher zu kommen, ist ein sehr lobenswertes Vorhaben. *Es ist sicher, daß die Zukunft der Literatur auf diesem Wege, und nicht auf einem anderen, liegt.* Aber es beweist eine erstaunliche Blindheit, wenn man diesen Kontakt mit dem Volke in einer Partei, welche es auch immer sein mag, sucht. Eine Partei *als Partei* ist gar nicht imstande, diesen Kontakt zu vermitteln, mag es sich auch um die kommunistische handeln. Einer Partei kommt es allein auf den Nutzwert des Schriftstellers an. Die Kunst wird ein Mittel und verliert dann ihre ganze Bedeutung. Tritt der Autor in eine Partei ein, so gibt er die Grundbedingung des Schriftstellerseins selbst auf, wenn es wahr ist, was *Jean Paul Sartre* in einer bemerkenswerten Artikelreihe über das Thema Literatur zurecht sagt, daß nämlich das Werk des Schreibens seiner ganzen Natur nach vor allem ein Werk der Freiheit und ein Ruf zur Freiheit ist. Gewiss gehört zur Grundbedingung des Schriftstellerseins, daß der Schriftsteller nicht vom Volke *getrennt* ist, aber nicht minder, daß er seine *Unabhängigkeit* wahrt. Wenn ein Schriftsteller meint, „Engagement" sei nur im Gefüge einer Partei möglich, so irrt er sich. Sicherlich können und sollen wir als Menschen einer dieser Gruppierungen anhängen, aber wonach ich hier frage, das ist, ob wir es jemals als Schriftsteller tun können.

* * *

Nachdem wir die Gefahren des Prophetismus und die Unmöglichkeit der Parteigängerschaft dargelegt und den Fallstrick des Hochmutes und der „Wirksamkeit" aufgezeigt haben, haben wir jetzt die soziale Verantwortung des Schriftstellers positiv zu definieren. Ich glaube, man kann sie mit einem Wort bezeichnen: mit

dem Wort *Zeugnis*. Der Schriftsteller ist nicht bloß oder einfach ein Echo; ebenso ist er bloß oder einfach ein Führer oder, gemäß der romantischen Konzeption, ein Magier — er ist ein Zeuge, und zwar in der doppelten Bedeutung des Wortes. Das will heißen, er ist einer, der zum Ausdruck bringt, was er sieht — und er soll besser sehen als die anderen —, und gleichzeitig einer, der sich „engagiert" — in seiner Seele und, wenn es sein muß, mit Leib und Leben. Beim Zeugnis geht es um eine getreue Wiedergabe der totalen Wirklichkeit. Das kann so weit gehen, daß es für die anderen zu einer Art Offenbarung wird. Und es geht bei ihm um ein „Engagement", das in äußersten Fällen die Gestalt des Opfers und des Martyriums annehmen kann.

Was es beim Propheten an Gültigem gibt, das ist also auch beim Zeugen da: der bittere Geschmack der Wahrheit, und ebenso, was es beim Parteigänger an Gültigem gibt: der gesteigerte Wunsch nach Kontakt und Aktion. Einerseits das „Rufen", andererseits die „Präsenz", das „Dabeisein" 2). *Aber niemals das eine ohne das andere.*

Was mir heutzutage besonders auffällt, das ist das *Schweigen* — das Schweigen in einer Welt, in der doch so viel geschwätzt wird: auf den internationalen Konferenzen, in der Presse oder in den Büchern. Ganze Bevölkerungen werden deportiert, und man schweigt dazu. Menschen werden verfolgt — hier wegen ihrer Rasse, dort wegen ihrer Religion —, und man schweigt dazu. Drei Schiffe irren mit ihrer Menschenfracht an Juden, die nicht wieder ein Leben in Konzentrationslagern beginnen wollen, von Ort zu Ort, und man schweigt dazu. Oder wenn man aber davon spricht, dann geschieht es, um daraus diesen oder jenen politischen Vorteil zu ziehen, und nicht, um die Sache des Menschen zu verteidigen. Wer denn erhebt seine Stimme im Namen der Millionen von Kriegsgefangenen, die noch immer in verschiedenen Ländern Europas zurückgehalten werden? Wer denn greift die Uebergriffe des alles aufsaugenden Polypen-Staates (les envahissements de l'Etat tentaculaire) an, die Mißbräuche der politischen Justiz, die Verachtung des Menschen, die die Konzentrationslager überlebt hat— wenn es nicht gar die Lager selbst sind, die überlebt haben! Ueberall Schweigen! Nicht das Schweigen der Andacht, das unbeschwerte Schweigen des ersten Schöpfungsmorgens, sondern das stickige, schwüle Schweigen der Furcht.

Ein Schriftsteller, ein Journalist, der nicht Stellung nimmt gegen das Unrecht, *woher es auch kommen mag*, ist dieses Namens nicht würdig.

„Was wir von euch Katholiken erwarten", so erklärte vor einiger Zeit der ungläubige Schriftsteller Albert Camus in einem Vortrag, „das ist nicht euer Lächeln, das ist euer lautes Rufen". Und denken wir nicht allein daran, unsere Rechte, unsere mehr oder weniger anerkannten Christenrechte in Schul- oder Gewerkschaftsfragen zu verteidigen, und unsere Freiheit als Schriftsteller, die wir oft mit der Freiheit schlechthin verwechselt haben, — denken wir vor allem daran, die Rechte und Ansprüche *aller* zu verteidigen, und zwar *auf die selbstloseste Weise* zu verteidigen. Das wird überdies die beste Art sein, nicht mehr diese „Getrennten" („séparés") zu sein, die unsere zweifache Kondition als Schriftsteller und als Christen uns allzu oft hat werden lassen.

Diese Pflicht, die Wahrheit aufzudecken und zu rufen, um deretwillen wir Schriftsteller der verschiedenen Länder uns zusammenfinden müssen, ist unlöslich an die Pflicht zur Präsenz, zum Dabeisein gebunden. Unser Rufen richtet nichts aus, wenn

2) Im französischen Text steht „présence". Das Wort gehört ebenso wie „engagement" zum modernen Sprachgebrauch. Man spricht etwa von der présence der Kirche, oder man liest Buchtitel wie „La présence de Bernanos". Es bedeutet wörtlich „anwesend sein", „gegenwärtig sein". Gemeint ist: sich-nicht-draußen-halten, nicht abseits von Welt, Menschheit, Geschichte stehen, sondern mitten darin.

Anmerk. d. Uebers.

wir uns außerhalb der Geschichte stellen — mit einer Geste des Ekels, wie jene Christen, die die Schwächen der Kirche aufdecken und dabei vergessen, daß sie mitverantwortlich sind. Mehr als jemals müssen wir, mitten unter der Masse stehend, sorgfältig auf alles achten, was da gährt, auf alles, was da keimt, um so die tiefen Strömungen der Zukunft zu erspüren.. Was Frankreich angeht, so müssen wir zum Beispiel sehr aufmerksam auf diesen „élan communautaire" 3) achten, der schon eine große Anzahl von Unternehmungen beseelt, und auf dieses Emporwachsen neuer Eliten und auf jene missionarischen Versuche, die darauf ausgehen, den Graben auszufüllen, der die Kirche vom Volke trennt. Ueberall hört man sagen, daß unsere Kultur im Sterben liege: Agonie, Niedergang — wie ein Totengeläute kehren diese Worte immer wieder. Natürlich ist es wahr, daß da etwas im Sterben liegt, aber es ist ebenso wahr, daß da etwas geboren wird, und wir dürfen uns, so notwendig bestimmte Ablehnungen auch sind, nicht davon abwenden. In seinem letzten Fastenhirtenbrief, den man das bedeutendste religiöse Dokument seit „Rerum novarum" nennen kann, hat *Kardinal Suhard*, der Erzbischof von Paris, von vornherein allen Professoren der Verzweiflung diese Antwort gegeben: „Die gegenwärtigen Nöte sind nicht eine Krankheit und auch nicht eine Verfallserscheinung der Welt. Sie sind Ausdruck einer Wachstumskrise . . . Jene Welt, die sich gegenwärtig, insbesondere seit zwanzig Jahren, gestaltet, geht nicht auf irgendeinen Wendepunkt in der Geschichte zurück. Es handelt sich vielmehr um eine innere Krise: seit ihrem Bestehen ist es zum erstenmal, daß die Welt ‚eine' (= eine ‚Einheit') ist und daß sie darum weiß. Dieses Erwachen eines Kollektivbewußtseins mit seinen Tastversuchen, seinen Unbeholfenheiten, seinem Noch-Gebundensein an überlebte Formen, was bedeutet es anders als ‚Adoleszenz' 4)?" Eine gemeinsame Kultur bricht sich Bahn, ein „planetarischer Humanismus" sucht sich zu gestalten — wer wird die Einheit herstellen? Wer wird ihr eine Seele geben? Mag man auch noch so oft das Gegenteil hören: die Chance der Kirche war niemals so groß wie heute. Daher die ganz besondere Verantwortung, die in der gegenwärtigen Stunde auf den Laien liegt, und sonderlich auf den Denkern und den Schriftstellern.

Es ist nötig, auf diese Verantwortung, die auf der einen Seite eine geistige, auf der anderen eine soziale ist, im einzelnen näher einzugehen. Ich greife nur ein Beispiel heraus, in dem sich unsere Mission als Schriftsteller und unsere soziale Verantwortung in der bezeichnendsten Weise treffen: die *Sprache*.

Die Sprache hat einen Zustand seltener Konfusion erreicht. Niemand weiß mehr, was das Wort „Revolution" eigentlich besagen will. Nicht anders verhält es sich mit dem Wort „Sozialismus". Amerikaner und Russen sprechen, wenn sie ihr Regime charakterisieren wollen, beide von Demokratie, aber für die Russen ist die amerikanische Demokratie ein Faschismus und für die Amerikaner ist die russische ein Nationalsozialismus. „Man weiß außerdem", sagt J. P. Sartre in seiner schon zitierten Studie, „daß man mit dem Ausdruck ‚Kommunist' in den Vereinigten Staaten jeden amerikanischen Bürger bedenkt, der nicht für die Republikanische Partei stimmt, und daß man in Europa jeden Bürger mit ‚Faschist' tituliert, der nicht für die Kommunisten stimmt." Man würde an kein Ende kommen, wollte man all die Bedeutungen aufzählen, die dem Worte „Freiheit" oder dem Worte „Eigentum" beigelegt werden. (Die Kommunisten haben es fertig gebracht, zu sagen: „Stimmt für die Kommunisten, dann stimmt ihr für die Verteidigung des Eigentums".) Selbst neueste Worte, Worte, die auch wir Katholiken oft gebrauchen, haben schon ihre Pointe verloren: so das Wort „communauté" („Gemeinschaft)", das auf dem besten Wege ist, die „Buttercremtorte" der sozialen Katholiken zu

3) communautaire = kommunitär, auf Vergemeinschaftung gerichtet.
Anmerk. d. Uebers.

4) Das heißt Uebergangsstadium zwischen Kindheit und Mannesalter.
Anmerk. d. Uebers.

werden. Gar nicht zu sprechen von Worten wie „engagement", „incarnation", „bien commun" („Gemeinwohl"). „L'éminente dignité de la personne humaine" („die hervorragende Würde der menschlichen Person"), „l'importance primordiale de l'esprit" („die Urwichtigkeit des Geistes"), „le service du bien commun" („der Dienst am Gemeinwohl") — all das bringt eine Art von Geleier hervor, hinter dem das Wirkliche uns am Ende entschwindet.

So wird die Sprache, die doch ein Instrument der Mitteilung und ihrem Wesen nach sozial ist, im Gegenteil zu einem Instrument der Zersplitterung. Die erste Aufgabe wäre also, ein Wörterbuch aufzustellen und den Sprachgebrauch in unseren eigenen Büchern und Artikeln zu überwachen. Der Graben, der die Menschen voneinander trennt, und der Graben, der die Kirche vom Volke trennt, ist zu einem großen Teil das Werk einer Sprache, die man nicht überwacht. Unsere Apologetik spricht die Ungläubigen nicht mehr an, unsere liturgischen Uebersetzungen würden uns schaudern machen, wenn wir sie eines Tages mit einem neuen Gehör hörten. Und dann das „le fruit de vos entrailles" 5) und das „je me jette dans le sein de votre miséricorde" 6) und so viele andere Ausdrücke, die unsere Gebetbücher anfüllen. Bevor man alle jene mehr oder weniger voraussehbaren Anpassungen (adaptations) vornimmt, die die planetarische Kultur, der wir entgegen gehen, erfordern mag, wäre also auf allen Gebieten, von der Poesie bis zum Roman, von der Philosophie bis zur Uebersetzung, so etwas wie eine Sprachenreinigung geboten.

* * *

Solcher Art erscheint uns also der katholische Schriftsteller von heute: bereit, das Schweigen der Furcht zu durchbrechen, sobald an irgend einem Punkt des Erdballs, im Osten oder Westen, im Norden oder Süden, die Menschenrechte gekränkt werden, aber gleichzeitig sorgfältig auf den heimlichen Reifeprozeß eines sozialen Werdens achtend, dessen Entwicklungslinien man jetzt zu unterscheiden beginnt. An einem jeden Einzelnen ist es dann, diese doppelte Forderung, entsprechend seiner Veranlagung und seiner Berufung als Dichter oder Philosoph, als Essayist oder Romancier, zu verwirklichen.

Uebersetzt von Alfons Erb

II. Der Vortrag von Walter Dirks*

Daß sich die Referate dieses Treffens in mancherlei Hinsicht überschnitten haben — nicht zum Nachteil, sondern zum Vorteil der Sache —, scheint mir kein Zufall: die soziale Aufgabe des Schriftstellers ist eine geistige Aufgabe, seine geistige Aufgabe ist eine soziale, — im Grunde sind die beiden Themen unseres Treffens identisch. Daß es hier keinen Unterschied gibt, gilt vor allem von dem Schriftsteller im engeren Sinn, von dem „freien Schriftsteller", von dem Mann, den man dahin definieren kann, daß er „sich einmischt", auf eigene Rechnung einmischt. Auch diese Definition hat etwas mit der Formel zu tun, die hier so oft genannt worden ist: mit dem „engagement". Gerade diese Formel ist für

5) Eine Stelle aus dem Ave Maria; in der deutschen Uebersetzung: „die Frucht Deines Leibes". Das in der französischen Uebersetzung des Ave altüberkommene Wort „entrailles" (abgeleitet vom lateinischen intralia) bedeutet: wörtlich „das Innerste", gewöhnlich „Eingeweide", hier „Mutterschoß". Anmerk. d. Uebers.

6) „Ich werfe mich in den Schoß Deiner Barmherzigkeit" — ein aus dem Alten Testament überkommener Semitismus (vgl. „Abrahams Schoß"). Anmerk. d. Uebers.

*) Bearbeitung und Kürzung durch den Autor auf Grund stenographischer Notizen.

den freien Schriftsteller von geradezu konstitutiver Bedeutung. Beim Dichter gibt es neben dem problematischen Grenzfall der l'art pour l'art immerhin den anderen gültigen der l'art pour dieu, des Gedichtes, das ein einsames Gebet ist: diesen Grenzfall gibt es für den Schriftsteller nicht. Es wäre völlig sinnlos, wollte ein Schriftsteller für sich selbst produzieren: sein Schreiben hat einen Sinn einzig und allein auf das soziale Gefüge hin.

Wenn man dieses „Engagement", dieses „Sicheinmischen" etwas näher betrachtet, findet man, daß es sich in zwei Grundtendenzen gliedert: die Welt darzustellen, wie sie ist, und mitzuhelfen, daß sie sich verändert. Die Wahrheit sagen und den Weg finden, — die zwei Aspekte des freien Schriftstellers. Sie bedeuten einen ungeheuren Anspruch, einen Anspruch, der auch eine schwere Problematik enthält Wer hat uns denn bestellt, die Wahrheit zu sagen und die Welt zu ändern? Wieso mischen wir uns ein? Und wer bestimmt den Inhalt dessen, was wir sagen? Sind wir es selbst und nehmen wir es auf unsere eigene Kappe?

Für den christlichen Schriftsteller scheint sich diese Problematik ein wenig zu verschieben. Er wird vielleicht geneigt sein, zu meinen, das, was er sage, gehe nicht auf seine eigene Rechnung, es gehe auf die Rechnung der christlichen Offenbarung, er sage eben nichts weiter als die christliche Wahrheit. Wir werden sehen, daß wir da nicht ganz durchkommen; aber stellen wir zunächst einmal als gegeben hin, daß es sich so einfach verhält: so bleibt doch noch die Problematik unserer persönlichen Sendung, die Problematik des christlichen Schriftstellers, wie sie Kierkegaard schwer empfunden hat: so etwas wie ein Apostel zu sein ohne Auftrag, und das heißt eben doch: *kein* Apostel zu sein, Verkünder der Wahrheit ohne Legitimation. Außerdem bleiben wir auch als frei schreibende christliche Schriftsteller in der Gebundenheit der irdischen und das heißt auch der gesellschaftlichen Existenz. Die Problematik der „freischwebenden Intelligenz" gilt auch für uns; auch wir stehen in den Versuchungen des Geldes, der Macht, des Ruhmes, des Ehrgeizes und der Eitelkeit, auch wir sind versucht, als Schriftsteller einen speziellen Gruppenegoismus zu entwickeln, oder gar, da wir selber kein Fundament in der Gesellschaft haben, in die Abhängigkeit starker Kräfte der Gesellschaft zu geraten. Auch wir sind von der Krise mitbetroffen, welche den freien Schriftsteller beunruhigt oder doch beunruhigen sollte.

Diese geistige Krise des Schriftstellers ist in dem Augenblick aufgebrochen, da seine alte traditionelle Basis ins Schwanken geraten ist, der Anspruch nämlich, im Namen des absoluten Geistes, der Vernunft, des Fortschrittes zu sprechen. Der Glaube an Vernunft und Fortschritt war lange Zeit hindurch die Grundlage für den Anspruch des Schriftstellers, die Wahrheit und den Weg zu wissen. Nachdem dieser Glaube, der ein Irrglaube war, erschüttert worden ist, stellt es sich heraus, daß es für die Existenz des freien Schriftstellers überhaupt keine dauernde im Wesen der menschlichen Natur und Gesellschaft liegende Basis gibt. Es ist vergeblich, einen solchen Grund zu suchen. Wir müssen uns dazu entschließen, uns als eine Gruppe aufzufassen, die nur historisch verständlich ist; ihr Dasein nur faktisch aufzufassen, als die Existenz einer Gruppe, die anders als die der Bäcker, der Schuster, anders auch als die der Priester, der Lehrer, der Aerzte keineswegs eine dauernde, eine „ewige" Funktion hat. Wir Schriftsteller waren einmal nicht, und vielleicht werden wir einmal nicht mehr sein. Jetzt sind wir freilich da, und wir haben die Empfindung, daß unsere Existenz einen Grund und unsere Arbeit einen Sinn hat. Welchen Grund und welchen Sinn, — das wird am besten zu ermitteln sein, wenn man die Frage historisch stellt: Seit wann gibt es so etwas? Wie hat es angefangen? Franz Josef Schöningh hat den geschichtlichen Prozeß, mit dem die Existenz der Schriftsteller aufs engste verbunden ist, als den Abfall des Geistes von der objektiven Wahrheit, des Wortes von der Realität aufgefaßt, als einen Prozeß der Emanzipation, der zum Nihilismus hingeführt habe. Wenn er recht hat (und soweit er recht hat . . .), ist es schlecht um uns bestellt. Denn die Geschichte dieses Prozesses ist die Geschichte des europäischen Schriftstellers. Es handelt sich in der Tat um eine Emanzipation, um eine Emanzipation aus dem Mittelalter heraus. Die Schriftsteller, die ihn in der Tat vor allem vollzogen haben, haben ihn zunächst im Namen einer antik aufgefaßten humanitas gegen die Hierarchie der feudalen Gesellschaft, gegen das alte ständische Gefüge des Mittelalters vollzogen, ferner im Namen des sich bildenden autonomen Staates gegen eben dieses hierarchische Gefüge. In einer

späteren Zeit ist der Anspruch der Emanzipation im Namen der bürgerlichen Existenz und jener neuen Art des menschlichen Selbstbewußtseins erhoben worden, die auf der individuellen Freiheit und Unabhängigkeit, auf dem Pathos des Verfügungsrechtes über sich selbst, über das eigene Leben, über die ökonomischen Grundlagen des eigenen Lebens beruhte. Die Emanzipation richtete sich immer mehr gegen beide, gegen das mittelalterliche Gefüge und gegen den neuen Staat. Aus alledem hat sich nach Reformation und Gegenreformation der klassische Typus des europäischen Schriftstellers entbunden: in den großen Moralisten und dann in den Aufklärern, den Wortführern der absoluten Emanzipation im Namen der „Wahrheit", der Vernunft und des Fortschritts.

Die Freiheit, deren Pathos den ganzen Vorgang trug, war eine Fiktion. Wir wissen heute, daß diese freien Schriftsteller nicht „frei" waren, daß sie objektiv gebunden waren an die Wirklichkeit Gottes und an sein Wort. Wir wissen ferner, daß sie aber auch in der Realität der Gesellschaft nicht so frei waren, wie sie es selbst beansprucht und geglaubt haben. Wir wissen, daß ihre Gruppe, ohne es selbst zu erkennen, die Avantgarde des aufsteigenden Bürgertums gewesen ist und daß ihre Dynamik und ihr Erfolg mit der Dynamik und mit dem Erfolg jenes Aufstiegs eng zusammenhängt. Wir beginnen zu erkennen, wie sehr ihr Typus sowohl wie ihre Ideen von daher bestimmt sind. Die Gruppe der écrivains waren „Exponenten" des Bürgertums im doppelten Sinn: aktiv und passiv von ihm bestimmt und — als Träger und Sprecher des Bewußtseins — es selbst bestimmend.

Diese „Entlarvung" der Emanzipation bedeutet nicht schlechthin ihre Verurteilung. Im Gegenteil! Die Befreier haben konkrete berechtigte Ansprüche gegen konkrete unberechtigte Ansprüche vertreten und durchgesetzt, konkrete Vernunft gegen konkrete Unvernunft. Was wir an ihrer Position als gefährlich erkannt haben, ist vor allem die Usurpation einer absoluten Freiheit und der absoluten Vernunft: die Absolutsetzung der bürgerlichen Existenz. Das war eine echte Verstrickung: die Träger dieser Bewegung waren in gewissem Sinne unschuldig, weil blind. Weder konnten sie ihre konkrete Abhängigkeit vom Bürgertum als solche erkennen, noch hatten sie die Erkenntnismittel, um die Struktur solcher Abhängigkeiten im allgemeinen zu durchschauen. Es gab keine Soziologie des Bewußtseins, es gab nicht einmal ein geschichtliches Bewußtsein überhaupt. In diese Blindheit waren auch ihre Gegner verstrickt: die Gegenreformation, die Gegenaufklärer, die Konservativen, die Romantiker. Sie verteidigten die Autorität der Wahrheit und Kirche und zugleich die der gewachsenen gesellschaftlichen und staatlichen Autoritäten: diese beiden Dinge wurden nicht unterschieden, und auch sie machten sich in dieser Vermischung oft der Absolutsetzung geschichtlicher Endlichkeiten schuldig. Aber auch sie sind nicht eigentlich für schuldig zu erklären, weil auch sie nicht die Möglichkeit hatten, diese Zusammenhänge zu durchschauen. Hier liegt die Tragik des europäischen Katholizismus, sie hängt eng mit der Tragik des europäischen Geistes zusammen.

Eine entscheidende Wendung brachte die französische Revolution. Der Erfolg hat die Tiefe jenes Denkens beseitigt, weil er seine Zukunftsmächtigkeit beseitigt hat. Als aus der absoluten Freiheit und Vernunft nicht das Reich der vollendeten Humanität, sondern die kapitalistische Demokratie geboren war, wurde die Emanzipation innerlich unsicher und nach außen unglaubwürdig. Es entstand die eigentliche Krise des Schriftstellers, in der wir noch heute stehen. Wenn man untersucht, welche Auswege die Schriftsteller aus dieser Krise zu suchen unternommen haben, so wird man im wesentlichen vier unterscheiden können. Der erste: man bleibt in der Linie, in der man operierte, man bleibt unter dem Gesetz, nach dem man angetreten war, aber aus dem Kampfdenken wurde ein Rechtfertigungsdenken, aus dem Kampf um die Freiheit ein bürgerlicher Materialismus, eine naive Rechtfertigung des Besitzes und der gegebenen Ordnung oder auch bloß ein Dienst an den Kulturbedürfnissen der herrschenden Schicht, im schlimmsten Fall Prostitution des Geistes. Die zweite Möglichkeit: Flucht in die Innerlichkeit, in den reinen Idealismus, in den reinen Geist. Drittens: die Krise selbst wurde zum Thema der schriftstellerischen Aussage: in vielen Formen des Bewußtseins und der Empfindung das Unbehagen, der Pessimismus, die Sinnlosigkeit, bis zum modernen Existentialismus. Die vierte Möglichkeit bestand darin, innerhalb der gesellschaftlichen Wirklichkeit umzuschalten, sich von der bürgerlichen Existenz zu lösen, sich

auf die neue, die proletarische Klasse zu beziehen, Bewußtseinsträger und Sprecher dieser neuen proletarischen Klasse zu sein. Mit dem Marxismus, mit dem diese charakteristische Wendung einsetzt, wird zugleich zum ersten Mal dieser Prozeß als solcher in seiner Problematik und in seiner Gesetzlichkeit bewußt. Diese vier Möglichkeiten stehen auch heute noch zur Wahl, 1947 wie vor hundert Jahren.

Wir werden uns nicht darüber täuschen dürfen, daß auch die christlichen Schriftsteller von heute in der Wahl vor diesen vier Möglichkeiten stehen, deren jede freilich für sie je eine charakteristische christliche oder auch „christliche" Farbe annimmt. Wir sind dieser Krisen keineswegs ganz enthoben. In einer speziellen Weise sind wir ihnen tatsächlich enthoben. Darin liegt ja in der Tat die ungeheure Aufgabe und Möglichkeit des christlichen Schriftstellers, daß er in gewisser Hinsicht „oberhalb" dieser Verwirrungen steht. Wir sind nicht so „freischwebend" wie die anderen, sondern gebunden an die seiende Wahrheit; wir haben festen Stand, und eben darum können wir freier sein innerhalb der bindenden Gegebenheiten der Gesellschaft. Allerdings: das gilt nur, wenn der Glaube der Schriftsteller ein echter Glaube ist, ein Glaube vom Rang dessen, der die Berge versetzt, kein ideologischer Glaube. Aber auch abgesehen davon, daß dieser Glaube in uns selten, schwer in aller Kraft festzuhalten und jedenfalls nicht einfach „zu unserer Verfügung" ist, meine ich nicht, daß unsere Situation damit erschöpfend gekennzeichnet wäre; zu dem Anspruch, daß wir als Christen gewöhnlich freier sind als die Menschen ohne Basis, als die „freischwebende Intelligenz", daß wir sozusagen oberhalb der Gesellschaft unseren Stand haben, sind Einschränkungen zu machen. Daß auch wir der Berufsproblematik des Schriftstellers unterliegen, daß auch wir den verführerischen Kräften des Geldes und der Macht ausgesetzt sind, habe ich eingangs bereits gesagt. Vor allem aber: auch wir sind „engagiert" und müssen „uns engagieren", nicht nur subjektiv, sozusagen „existentiell", durch den Ernst und die Unbedingtheit unseres persönlichen Dienstes, sondern auch objektiv in den Kämpfen der Gesellschaft. Wir müssen Stellung nehmen, Partei ergreifen, müssen mitplanen, mitentscheiden, mitkämpfen. Wofür? Mit wem? Mit welchem Ziel? Wir sind da etwas leicht bei der Hand, wenn wir das Ziel des christlichen Engagements mit dem Wort „Gerechtigkeit" bezeichnen. Der leitende Gesichtspunkt für unsere Stellungnahme hat in der Tat den Charakter eines Dienstes für die Gerechtigkeit, und zwar eines Dienstes für jeden, für alle und das Ganze, mit der besonderen christlichen Nuance, daß er vor allem ein Dienst am Schwachen, Armen und Notleidenden sein muß. Aber wir müssen diese allzu einfache Formel „Dienst an der Gerechtigkeit" noch etwas kritischer betrachten. Wenn wir uns in ihrem Sinn auf die Mächte der Gesellschaft einlassen, so sind wir in allem Tun und auch schon in allen Zielsetungen an ihre realen Möglichkeiten gebunden. Wir wollen ja nicht predigen, sondern verwirklichen. Wenn wir das ernstlich wollen und tun, so sind wir sogleich in einer Weise mit jenen Mächten verstrickt, die das Ideal der Gerechtigkeit verwirren läßt. Realisationsfaktoren der Gerechtigkeit schlechthin sind auf dieser Erde selten. Es ist nüchterner, die Formel der Gerechtigkeit durch die bescheidenere der „Zumutbarkeit" zu ersetzen, und wir täten in der Tat gut daran, uns auf dieses Ziel zu beschränken; gemeint ist ein Zustand der Gesellschaft, den alle Gruppen einander, sich selbst und also ihrem Gewissen zumuten können. Es ist die Formel einer Gerechtigkeit unter den Bedingungen der erfahrenen geschichtlichen Endlichkeit und menschlichen Schwäche, unter den Bedingungen aber auch der erkannten statistischen Gesetzlichkeiten des menschlichen Verhaltens, wie wir sie in der Gruppen- und Massenpsychologie, in der Soziologie und in den freilich noch wenig entwickelten politischen Wissenschaften zu ergründen suchen. Denn wir müssen ja (da wir nicht die Welt antheoretisieren, sondern tatsächlich ändern wollen) dieses Ideal der nüchternen Gerechtigkeit, der Zumutbarkeit, politisch, das heißt geschichtlich verstehen. Es handelt sich nicht um eine im doppelten Sinne des Wortes „fixe Idee", um ein festes Ordnungssystem, sondern um „Gerechtigkeit unterwegs". Daraus ergibt sich eine weitere wichtige Bestimmung. Eine solche politische, eine solche geschichtliche Gerechtigkeit rechnet mit Veränderungen und geht ihnen nicht aus dem Wege; sie geht also auch Entscheidungen nicht aus dem Weg, welche selber den Zustand der Gesellschaft verändern; hier kommt man mit einer eng und ungeschichtlich aufgefaßten justitia distributiva nicht aus, es wird unter Umständen eine politische Stellungnahme gegen und

für bestimmte Gruppen nötig. Das ist eine Form der Gerechtigkeit, die nicht mehr die positivistische ist, die Gerechtigkeit des geordneten status quo. Wenn das so ist, dann ist in einer charakteristischen Weise die Zukunft mit im Spiel: ein bestimmter Entwurf der Zukunft leitet das, was wir tun. Dann ist aber ferner ein spezifisches Moment der Unsicherheit mit im Spiel, ein Moment des Risikos. Wir haben ja die Zukunft nicht in dem Maße in unserem Blick und in unseren Möglichkeiten wie die Gegenwart und die Vergangenheit. Das bedeutet eine wesentliche Grenze der religiösen Sicherung, die wir als christliche Schriftsteller haben. Es ergibt sich, daß wir an dieser Stelle, in der politischen Verwirklichung der geschichtlichen Gerechtigkeit, nicht mehr absolut gesichert sind, daß wir hier jenseits der Sicherungen, wenn auch in der Verantwortung vor Gott stehend, etwas auf die eigene Kappe zu nehmen haben, was nicht in der Heiligen Schrift steht, was nicht von der kirchlichen Lehre ausgesagt wird. Das Zeugnis, das Morel mit Recht von uns verlangt hat, bezieht sich nicht nur auf die ewige Wahrheit, sondern auf solche mit Risiken belastete Folgerungen, die wir als Handelnde im Prozeß der Geschichte im Gewissen ziehen. Wir können die Verantwortung für solche Entscheidungen nicht auf das kirchliche Lehramt schieben, sondern wir müssen sie selbst tragen. Dieses zur schlichten „Anwendung" der Normen hinzukommende Element bedeutet gleichzeitig eine Grenze der hierarchischen Autorität. Damit ist ein Punkt berührt, der in Frankreich offenbar zur Zeit nicht dieselbe Dringlichkeit hat wie bei uns; in Deutschland muß der Raum für eine katholische Unbefangenheit erst noch in geistiger Auseinandersetzung errungen werden. Es ist der Raum nicht nur für die Mündigkeit des einzelnen Christen, sondern zugleich der Raum für den Stand der écrivains. Von hierher ist die Problematik der Sendung des christlichen Schriftstellers grundsätzlich lösbar, denn hier wird eine echte Funktion ergriffen, „die Wahrheit zu sagen" über das, was das kirchliche Lehramt sagt, hinaus, nämlich die in der geschichtlichen Verwirklichung gebundene Wahrheit, den „Weg zu finden" über die Weisungen des Hirtenamtes hinaus, nämlich echte Risiken für die politische, geschichtliche Entscheidung zu übernehmen, welche die Kirche nicht übernehmen kann. Die Actio Catholica, zu der jeder Christ aufgerufen ist, hat also für unseren Stand eine ganz wesentliche, entscheidende Bedeutung: sie ist die Basis unserer Berufs-Existenz.

Allerdings gilt das (und vieles andere, was soeben gesagt wurde.) nicht nur für den christlichen Schriftsteller, sondern auch für den christlichen Politiker. Um von der Funktion des Politikers die des Schriftstellers zu unterscheiden, ist es ratsam, einen weiteren Begriff in unsere Erörterung einzufügen. Das geschichtlich Neue, das uns aufgegeben ist, das Notwendige, was wir tun wollen, ist nicht absolut neu; im Raum der Schöpfung gibt es eine Fülle von realen Möglichkeiten, von denen sehr viele im Laufe einer dreitausendjährigen Geschichte des europäischen Bewußtseins, einer zweitausendjährigen Geschichte des Christentums schon erkannt sind; es gibt eine Fülle von Möglichkeiten, die an sich in einer abstrakten Weise alle zu unserer Verfügung stehen, vieles, wenn auch nicht alles, ist schon einmal dagewesen (und irgendwie in der „philosophia perennis" enthalten). Trotzdem ist unsere Aufgabe neu, — weil das uns aufgegebene Ganze, das solche Elemente bilden, neu ist, und weil von dem neuen Ganzen aus die Qualität des Neuen auf jedes seiner Elemente übergeht. Was „neu" ist, ist das Ganze als Zuordnung der Elemente zueinander, als „Feld" im Sinne des physikalischen Begriffs, — als realer Zusammenhang vieler Positionen, die in einer qualitativen Beziehung zueinander stehen. Der neue Begriff, den ich hier anführen möchte, ist der Begriff der Integration, des Vorgangs nämlich, in dem im Entstehen eines neuen Zusammenhangs alles und jedes seinen neuen Platz und seinen neuen Sinn, und vielfach überhaupt erst einen Sinn erhält. Es handelt sich dabei wesentlich nicht um ein gedachtes, sondern um ein reales Ganzes, in dem auch die Transzendenz nicht fehlt, der seiende Gott, Gottes Wirken, Christus, aber auch die realen Menschen nicht, die Produktion, die Materie, die Empfindungen; diesem realen Ganzen entspricht sodann das Bewußtseins dieses Ganzen, eine Empfindung des Ganzen. Wir wissen, daß das Ganze, in dem wir leben, in Unordnung geraten ist, doch würde ich es für fruchtbar halten, den Begriff „Nihilismus", mit dem diese Unordnung hier bezeichnet worden ist, durch den Begriff der „Desintegration" zu ersetzen. Die reale Desintegration liegt auf der Hand. Sie ist, sehr vereinfachend

gesprochen, von der Expansion des Kapitalismus verursacht worden, deren Folgen die alten Zusammenhänge der Gesellschaft aufgelockert und aufgebrochen haben, nicht zuletzt auch durch seine Kriege. Die geistige Desintegration ist nicht weniger einsichtig, wir haben in diesen Tagen viel von ihr gesprochen. (Max Picard deutet ihr Ergebnis als „Diskontinuität", er sieht in einer tiefen und verhängnisvollen Zusammenhanglosigkeit die Signatur unserer Zeit). Man kann diesen Vorgang als katastrophal ansehen, wie es Franz Josef Schöningh getan hat. Mit Recht kann man auch von einem „Nihilismus" sprechen, wenn man diesen als Teilvorgang bestimmt, als eine letzte Stufe der historischen Desintegration, ohne damit ein abschließendes Urteil über das Ganze abgeben zu wollen. Dieser Zustand des Ganzen aber scheint mir mit der Formel der Desintegration zureichender bezeichnet als mit der des Nihilismus, die zu einer Ungerechtigkeit sowohl gegen die vorhandenen (wenn eben auch weitgehend desintegrierten) überlieferten positiven Elemente als auch gegen die offenbaren Ansätze neuer Werte und Ordnungen verführen kann. Wenn wir den geschichtlichen Vorgang, dem, wie wir gesehen haben, unser Stand seine Existenz verdankt, als Desintegration verstehen, so ergeben sich einige nicht unwichtige Folgerungen. Deuten wir ihn als den Prozeß des Abfalls, so bleiben das Christentum und die Kirche von ihm unberührt; deuten wir ihn aber als Desintegration, so müssen wir sagen, daß die Christen in ihn mitverstrickt sind, und eben das entspricht der Wirklichkeit: die christliche Wahrheit steht nicht mehr an der richtigen Stelle. Das ist schlimm auch für sie selbst. Auf der anderen Seite sind wir auch im positiven Sinne mitengagiert, mit in die Aufgabe verstrickt. Obwohl in Christus der ganzen Wahrheit verbunden, sind wir im Prozeß der Integration nur ein Teil: es ist nicht einfach so, daß wir als Christen das letzte Wort zur Verfügung haben, sondern wir stehen mitten in der Not der realen und geistigen Desintegration, und wir können noch nicht wissen, wie das neue Gefüge aussehen wird, und ob überhaupt eines möglich ist: auch wir sind ratlos und sitzen so, um Schöninghs Bild aufzugreifen, mit den Nihilisten wirklich mit an einem Tisch. Nicht nur unsere christliche Sicherheit, sondern auch eben diese echte Unsicherheit angesichts der Zukunft und der Aufgabe der Integration ist eine gute Voraussetzung für unser Gespräch mit den Nihilisten. Unsere Aufgabe ist unter dem Gesichtspunkt der Integration ferner auch nicht so hoffnungslos wie unter dem des Abfalls. Wir empfangen von ihm einen unbefangenen Blick für die Vergangenheit sowohl wie für die Gegenwart, wir hören auf, nur Schwarz und Weiß zu sehen. Natürlich handelt es sich andererseits nicht etwa um eine Integration schlechthin alles dessen, was ist, um eine neue Ordnung des gegebenen Bestandes. Integrieren bedeutet auch das Ausstoßen des Nicht-Integrierbaren, es bedeutet auch die Vernichtung von Positionen in der Gesellschaft.

Wenn wir nun die Position des Schriftstellers bestimmen wollen, so können wir fast wagen zu sagen, daß die Schriftsteller geradezu (und fast ausschließlich) dazu da sind, diesen Integrationsvorgang sichtbar zu machen. Hier bekommt ihre doppelte Aufgabe einen neuen Sinn: einerseits die Wirklichkeit so zu erkennen, wie sie ist, sie in aller Nüchternheit so zu sehen, „die Wahrheit zu sagen", sie ins literarische Bewußtsein und damit in das Bewußtsein der Zeit zu erheben, andererseits einen Weg in die Zukunft zu zeigen. Hier steht der Schriftsteller auf einem legitimen Platz zwischen den Philosophen und den Politikern. Hier ist er unentbehrlich, niemand kann ihm diese seine Aufgabe nehmen. Nur der Schriftsteller in seiner souveränen Ausprägung kann die Aufgabe lösen, diese Integration, die sich auf alle Lebensgebiete bezieht, in der die Theorie und die Praxis, die Wissenschaft und die Politik, das Allgemeinste und die Lebensaufgabe des Einzelnen in einen echten Zusammenhang treten, zu formulieren, für diesen Zusammenhang die allgemeinste Formel zu finden. Diese Formel gibt dem Schriftsteller durchaus die Freiheit, sich zu spezialisieren, bestimmte Punkte der Wirklichkeit und der Gesellschaft auszusuchen, die er sich aufs Korn nimmt, und bestimmte Gesichtspunkte und Weisen der Aussage zu wählen, die ihm „liegen", — und gibt ihm doch das Bewußtsein des Zusammenhangs mit einer Aufgabe, die wir alle haben. Das gilt nicht nur für den „sozialen" Schriftsteller, sondern für jede Art schriftstellerischer Aussage. Es gilt in etwa über den Kreis der écrivains hinaus auch für die Dichter. Sie sind schöpferisch, sie haben „Gestalten" zu bilden, aber sie können dies nicht ohne Zusammenhang mit dem geschichtlichen Schicksal der Gesellschaft. Es gilt in etwa

auch für die Verkünder der Wahrheit, für die Prediger, Pädagogen, Seelsorger; für den freien Schriftsteller aber wird diese Aufgabe geradezu konstitutiv. Es gibt keine andere für ihn, die ihm eine echte und große Funktion gäbe, und es gibt auch keinen anderen Beruf, der ihm diese Funktion abnehmen könnte. Er wird sie erfüllen müssen, bis sie erfüllt ist: bis die neue Integration gelungen ist (wenn sie gelingt). Sollte sie gelingen, so wird es möglicherweise unter den vielerlei Schreibenden (vor allem den Dichtern und den Spezialisten) den „freien" Schriftsteller als den „Mann, der sich einmischt", nicht mehr geben.

Das alles war sehr formal gesprochen. Ich möchte auch darauf verzichten, konkrete Anwendungen zu machen, sie werden in dem Referat Eugen Kogons gemacht werden. Ich möchte nur andeuten, daß, wenn es einen Sinn hat, von „Sozialismus" als von einer wesentlichen und vordringlichen Aufgabe unserer Tage zu sprechen, das im besten Sinne geschieht, wenn man den Sozialismus als ein Integrationssystem betrachtet, nicht als ein bloßes wissenschaftliches System der Oekonomie und Soziologie, nicht als eine bestimmte Oekonomie und Gesellschaft selbst, sondern eben als eine Integrationsformel. Ich sage darüber nichts Neues und beanspruche hierin keine Originalität, und ich muß mich obendrein auf Andeutungen beschränken. Sozialismus als Integrationszusammenhang würde bedeuten: daß die Struktur der Gesellschaft, die bisher innerhalb einer statischen, ständischen überlieferten Ordnung von der freien Bewegung des Eigentums bestimmt war, nun von der Funktion der Arbeit, der Produktion, bestimmt wird; das bedeutet nicht eine Herrschaft der Proletarierklasse, aber immerhin eine gewisse Prävalenz des Proletariats; es bedeutet ferner die Geltung eines „Planes" und innerhalb des planvollen Ganzen eine neue Funktion der Freiheit und der Freiheiten, eine neue Art von beschränkter Freiheit innerhalb der neuen Bindungen; Freiheit im tiefsten Sinn realisiert sich in ihnen als personales Ja zu dem Sinn des Ganzen einschließlich der mit ihm gegebenen Bindungen. Gerade die Freiheit ist ein gutes Beispiel dafür, was Integration bedeutet: nicht Neuschaffen oder Vernichtung, sondern neue Funktion. Die Integration wäre viel zu eng gefaßt, würde sie als auf ein Staats- oder Wirtschaftssystem oder auf eine Gesellschaftsordnung beschränkt gedacht. Alle Dimensionen des Lebens gehören hinein, selbst das Sakrament, das Gebet, das Wort Gottes. Sie bekommen kein neues Wesen, — wie sollten sie das? — aber andere — nicht absolut andere — Funktionen, andere Färbungen, neue Oerter und Beziehungen. Zwar ist die Integration eine profane geschichtliche Erscheinung, aber gerade als solche ist sie aufs engste mit der christlichen Verantwortung verbunden. (Im übrigen hat gerade der Sozialismus auch inhaltlich eine Menge von Berührungspunkten mit alten christlichen Positionen. Es gibt eine gemeinsame Front des „Materialismus" und der christlichen Nüchternheit, der Gedanke des Dienstes gehört hierher, die Nähe zum Schwachen und Kleinen, die „Gerechtigkeit" im Sinne der Zumutbarkeit, die Gemeinschaft solidarischer Brüderlichkeit.) Das sind nur Andeutungen.

Die Desintegration ins Bewußtsein zu heben, aufzuweisen, auszusprechen, die neue Integration ins Bewußtsein zu heben, aufzuweisen, auszusprechen, — das ist die Funktion des écrivain. Er hat diese Funktion als heutiges Glied in einer Kette von Schriftstellern, die irgendwann in der Renaissance begonnen hat, die in den französischen Moralisten, in der Aufklärung, ihre erste große Hoch-Zeit gehabt hat, die im neunzehnten Jahrhundert in die Krise des Bürgertums mithineingeraten ist. Wir haben zu gutem Ende zu bringen, was sie begonnen und weitergebracht haben. Wir haben die Suppe auszulöffeln, die sie uns eingebrockt haben. Wir haben ihre großen Anliegen weiterzutragen und ihre großen Irrtümer zu überwinden. Wir haben den inneren Widerspruch des bürgerlichen Geistes in eine Sinnordnung jenseits der bürgerlichen Existenz aufzulösen. Wir haben es jedenfalls zu versuchen.

Vielleicht ist zum Schluß eine Verwahrung gegen ein Mißverständnis angebracht: gegen das Mißverständnis der „Harmonisierung". Diese Verwahrung ist andererseits zugleich eine Art von Bekenntnis zur Harmonisierung, — zu der Einsicht nämlich, daß es mit unserer menschlichen Beschränkung, mit unserer Endlichkeit und Geschichtlichkeit gegeben ist, jede mögliche zukünftige Ordnung als eine harmonische Ordnung perspektivisch zu sehen; wir wissen in abstrakter Weise, daß die angestrebte Ordnung niemals harmonisch sich vollenden kann, aber dieses Wissen kann für unsere Zielvorstellung nicht konstitutiv werden. Es handelt

sich hier um eine spezifische partielle und produktive Blindheit, die wir nicht unwirksam machen können: Wir können nicht auf Unfriede und Unglück, auf Disharmonie hin diskutieren und planen, sondern nur auf Harmonie hin, im Sinne einer produktiven Utopie, deren Struktur sofort von der der schlechten Utopien zu unterscheiden ist. Aber wir wissen gut, wie kümmerlich wahrscheinlich das Ganze geraten wird, — das freilich überhaupt keine Chance hätte, zustandezukommen, wenn es nicht auf Harmonie hin gewollt würde.

Und wahrscheinlich wird es um jener Kümmerlichkeit willen auch in der geglückten und vollzogenen Integration Schriftsteller geben müssen: die Wahrheit zu sagen und den Weg zu finden . . .

Thema: „Die Verantwortung des Schriftstellers auf internationalem Gebiet"

Da Albert Béguin in letzter Stunde wegen eines Irrtums bei Zusendung der Einreisegenehmigung absagen mußte, fiel der von französischer Seite vorgesehene Vortrag aus — ein Ausfall, den besonders die deutschen Teilnehmer bedauerten. Dafür hatte Eugen Kogon, der deutsche Redner zum Thema des dritten Tages, nun um so mehr Spielraum. Durch seine mehrstündige Rede von — nach sieben Jahren Buchenwald — erstaunlichem Temperament schlug er Franzosen wie Deutsche in seinen Bann, so daß die entstandene Lücke nicht mehr so schmerzlich verspürt wurde.

Der Vortrag von Eugen Kogon *

Worin besteht die allgemeine Aufgabe und Verantwortung des Schriftstellers in dieser Zeit? Wie Walter Dirks gezeigt hat, in einer neuen Integration des geschichtlichen Prozesses in unserem Bewußtsein. Der Schriftsteller ist in der Gegenwart geradezu die Integrationsperson für die Oeffentlichkeit geworden, zwischen dem Philosophen und dem Politiker.

Was soll zu einem neuen Zusammenhang, zu neuer Wirkung gebracht werden?

In der Geschichte sind viele Kräfte am Werke: Zuerst nationale, kulturelle, wirtschaftliche Gegebenheiten, Tatsachen, die wir nicht ohne weiteres ändern können, Ueberlieferungen, die vorhanden sind, mit denen wir uns auseinanderzusetzen haben. Als zweiter Faktor die großen gesellschaftlichen Gruppierungen, die auf den genannten Grundlagen ihrerseits wirksam sind. Drittens herrschende Ideen einer Epoche, eines Zeitalters, die mehr oder minder im Bewußtsein aller sind, bei den einen verschwommen, bloß als Gefühle und Wünsche, bei anderen klarer ausgeprägt, bei den dritten in großer Schärfe, weil sie den Lauf der Dinge vorwärtstreiben sollen. Als vierten Faktor nenne ich die Regierungen, die alle jene Kräfte, in mehr oder minder vollkommener Form, zuammenfassen, sozusagen die Exekutive der Geschichte. Schließlich innerhalb der Regierungen und in den gesellschaftlichen Gruppen ganz bestimmte markante Persönlichkeiten, also „Männer, die Geschichte machen". Sie können es nicht in luftleerem Raum; weder Hitler, noch Stalin, noch Roosevelt konnten Geschichte aus sich machen; alle die vorher genannten Kräfte waren in ihnen wirksam.

Die zweite große Frage, die wir uns zu stellen haben, wenn wir wissen wollen,

*) Zusammenfassender Auszug nach stenographischen Notizen durch den Autor.

was wir als Schriftsteller im allgemeinen Bewußtsein neuordnen sollen, ist: auf was hin wollen wir integrieren, wo sind die Ziele, denen wir zustreben?

Nur zwei große Grundgedanken seien herausgehoben, die sehr viele Schriftsteller in der Welt, ob sie christlich sind oder nicht, vereinigen: die Freiheit der Person als ein Grundelement, dessen wir unbedingt bedürfen, ohne daß wir Kultur nicht zu entfalten vermögen; gesellschaftlich gesehen, ein gewisses Gleichgewicht im System der gesellschaftlichen Autoritäten. Ich sage nicht: ein neues System der Autoritäten, sondern ein Gleichgewicht im System der Autoritäten. Besonders für christliche Schriftsteller ist der Unterschied von Bedeutung, weil die Christen allzu leicht der Gefahr erliegen, gewisse historische Verwirklichungen, die ihnen sympathischer erscheinen als andere, absolut zu setzen, Stabilität mit innerem Wert zu verwechseln. Dirks und ich haben uns wie mancher andere unserer Autoren wiederholt die kritische Frage gestellt, ob denn beispielsweise das Mittelalter im Vergleich zu heute tatsächlich besser war, besser in vielerlei Hinsicht, vor allem aber grundsätzlich besser. Wir sind zu dem Ergebnis gekommen, daß, von den Menschen- und von den Christenrechten her betrachtet (die zum großen Teil in dieser Welt identisch sind), das Mittelalter die Problematik nicht gelöst hat. Es hatte stabilisierte Stände, hierarchisch gegliederte Ordnungen, deren besondere Art sowohl von den damaligen Möglichkeiten, wie von unserer heutigen Erfahrung aus auf ihren echten Wert hin zu überprüfen sind. Das Ergebnis zeigt, daß eine Fülle von schweren Ungerechtigkeiten und tiefgreifenden gesellschaftlichen Mängeln bloß hierarchisch stabilisiert waren. Es kann sich für uns heute nicht darum handeln, wieder einfach ein fixiertes Gesellschaftssystem zu schaffen, sondern nur darum, die entbundenen Kräfte der Geschichte, die frei wogen, höchstens noch innerhalb gewisser Dämme verlaufen, in ein dynamisches Gleichgewicht der Zuständigkeiten zu bringen. Wer irgend eine notwendige gesellschaftliche Funktion erfüllt, besitzt auch eine originale Autorität für seinen Bereich, in die ihm niemand hineinzuregieren hat. Erst dann, wenn er selbst von dieser originalen Autorität einen gesellschaftsfeindlichen Gebrauch macht, greift die nächst höhere Zuständigkeit korrigierend ein. Dieses der menschlichen Gesellschaft natürliche System von Autoritäten geht hinauf bis zum Papst im kirchlichen Bereich, und im weltlichen bis zu den Männern, die die Exekutive des Staates darstellen oder die Repräsentanten des gesellschaftlichen Ganzen sind. Die optimale Freiheit des Einzelnen als Ziel verstärkt in diesem System des gesellschaftlichen Gleichgewichts das dynamische Element, das den Interessengegensätzen der Gruppen ohnehin innewohnt. Dies ist unser Ziel, — das Ziel der neuen Integration, die wir vorzunehmen haben. Sie stellt, unter modernen Verhältnissen, gleichzeitig den Versuch einer annäherungsweisen Neufassung des in der katholisch-sozialen Diskussion verwendeten Begriffs der sozialen Gerechtigkeit dar. Eine derartige Gesellschaft trägt den Charakter der Kooperation einerseits, der Auseinandersetzung andererseits. Wir rechnen also bewußt ebenso wie mit der Freiheit der Person mit dem Klassenkampfelement der Gesellschaft (das es auch im ständischen Staate gab, nur eben in der Form starrer und geheiligter Vorherrschafts- und Vorteilsverhältnisse einzelner Klassen); beide sollen nicht bloß latent, sondern offenbar und anerkannt als eine dauernde, fruchtbare Auseinandersetzung der verschiedenen Kräfte der Gesellschaft in dem neuen dynamischen System der Autoritäten wirken, ohne es revolutionär sprengen zu müssen.

Ich habe nicht vor, die geschichtlichen Kräfte, wie ich sie hier mehr systematisch aufzuzeigen versucht habe, im einzelnen in der Gegenwart vorzuführen. Ich will Ihnen vielmehr diese Kräfte alle zusammen ineinanderwirkend darstellen, indem ich versuche, zuerst einen Ueberblick über die Epoche, in der wir stehen, zu geben, also die Signatur dieses Zeitalters zu zeigen. In ihm kommen alle Kräfte simultan, nur mit verschiedenen Wirkungsstärken zur Geltung. Es ist klar daß ich bei einem so ungeheueren Thema vereinfachen muß; wir wollen uns der außerordentlichen Kompliziertheit der Geschichte durchaus bewußt bleiben.

Das erste Merkmal des gegenwärtigen Zeitabschnitts der Epoche sehe ich darin, daß von den wirkenden Kräften keine einzige eine das Ganze bestimmende Wirksamkeit mehr entfalten kann. An erster Stelle nenne ich das Christentum. Es ist alles andere als der etwa bestimmende Faktor der Gegenwart. Es gibt der Zeit, in der wir leben, nicht die Signatur (weder die Christen tun es, noch das

Christentum). Zweitens: der bürgerliche Humanismus, wie wir ihn seit dem 16. Jahrhundert, insbesondere im 19. Jahrhundert, entwickelt haben, hat seine formende Kraft auf die Menschen insgesamt verloren. Er wirkt noch auf sehr viele Einzelne nach, aber er gibt dem Zeitalter nicht mehr einen charakteristischen Zug. Drittens ist der Liberalkapitalismus nicht mehr ausschlaggebend. Das ökonomische System der vergangenen Epoche ist — trotz Amerika — überholt; es gehört der Vergangenheit an. Auch der Liberalkapitalismus gibt der Zeit, in der wir leben, nicht mehr das Gepräge. Nur ein Beispiel: Selbst wo der Kapitalismus noch wirkt, ist er nicht mehr Liberalkapitalismus, er plant vielmehr mit Hilfe der Regierungen; die finanziellen Vereinbarungen von Bretton Woods, die versuchen, Kapital im großen Stil zu steuern, die Rohstoff-Poolbildungen in der Welt, die Absichten, die wir jetzt im Rahmen des Marshall-Planes erleben, sind nicht mehr liberalkapitalistisch, sie sind eine andere Form von Kapitalismus, die bereits Merkmale des Künftigen trägt. Unser Zeitabschnitt ist aber auch dadurch gekennzeichnet, daß die neuen Kräfte und jene, die bleibend sind, die in jeder Epoche wirken, das Gesicht der neuen Zeit noch nicht bestimmen. Das ist das zweite große Charakteristikum der Gegenwart. Das Christentum: es ist eine bleibende Kraft, die zu allen Zeiten wirkt; es wird dem künftigen Zeitalter vielleicht einen entscheidenden Zug einprägen, die Signatur des künftigen Zeitalters mitbestimmen können. Die Zeit scheint mir allerdings in der Geschichte des Abendlandes auf nicht absehbare Horizonte vorüber zu sein, wo das Christentum die Geschichte vorwiegend bestimmen könnte. Vordergründiger und sichtbarer wirkt das Proletariat im allerweitesten Sinne. Es gibt jedoch der neuen Zeit ebenfalls noch nicht das Gepräge. Kein Zweifel, daß das Bürgertum und im engeren Sinne die eigentliche Bourgeoisie politisch abgelöst wird von breiten Schichten des die gesellschaftliche Arbeit leistenden, wirtschaftstätigen Volkes. Fast in allen europäischen Ländern sind aus dem Hoch-, Mittel- und Kleinbürgertum heraus mehr und mehr Bestandteile des Volkes in die unmittelbare Existenzgefährdung abgesunken, also in den mehr oder minder typischen Zustand des Proletariats. Die Industriearbeiterschaft als sein Kern ist jene Avantgarde, die, hoffentlich mit dem Christentum zusammen, dem kommenden Zeitalter den charakteristischen Zug geben wird. — Der soziale und wirtschaftliche Plan ist ebenfalls noch nicht bestimmend für die Gegenwart und für die nächste Zukunft. Die Notwendigkeit des Planens hat sich, wie die geschichtliche Entwicklung zeigt, durch den Kapitalismus hindurch dargetan; die Sozialisten haben sie schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts klar erkannt. Sie haben sie zum Prinzip erhoben. Ohne Planung geht es in der modernen Gesellschaft nicht. Es wird nur die Frage sein, wo die Grenzen der Planung liegen. Wie die Kräfteverhältnisse in der Geschichte der Gegenwart sich darstellen, wird der bestimmende sozial-wirtschaftliche Plan von den breiten Schichten der Völker getragen werden.

In dieser Situation unserer Gegenwart, einer Situation der Unklarheit und Unentschiedenheit, steckt eine ungeheuere Gefahr: die Gefahr völligen Zerfalls; daß sich die alten Kräfte nicht wiederherstellen können, daß die Reaktion nicht siegen kann, daß aber auch die neuen Kräfte sich nicht durchzusetzen vermögen, daß sie sich also gegenseitig blockieren. Das Ergebnis wäre der wirtwirtschaftliche und kulturelle Zerfall. Auf der anderen Seite stecken in einer solchen Epoche des Uebergangs ganz ungewöhnliche positive Möglichkeiten. Schon aus dem bisher Gesagten wird deutlich, daß es heute große Möglichkeiten der Neuformung, der Neugestaltung des gesellschaftlichen Ganzen gibt; daß eine neue Art von Kultur entstehen kann, daß wir vielleicht den technischen Prozeß bewältigen werden, daß das Leben mit Hilfe der Technik den Charakter einer höheren Freiheit annehmen kann. Es ist durchaus möglich, über eine Verfallsepoche zu neuen bedeutenden Entfaltungen in der Geschichte zu gelangen. Derartige Möglichkeiten sind im gegenwärtigen Zeitabschnitt der abendländischen Entwicklung gegeben. Vielleicht handelt es sich um eine Wachstums-, nicht um eine Verfallskrise. Unsere Gegenwart hat eine außerordentliche Aehnlichkeit mit der Zeit des Hellenismus: unter Verlust der machtpolitischen Stellung eine entscheidende Ausweitung des kulturellen Einflusses. Freilich bestehen auch beachtliche Unterschiede: während die Griechen die Mittelmeerländer nicht erobert haben und doch ihren Geist in diese Länder verbreiteten, vielmehr die Römer die

Eroberung des Mittelmeerbeckens vornahmen und in diesen Raum hinein dann der griechische Geist wirkte, hat in der abendländischen Geschichte Europa selbst die Eroberung der Welt vorgenommen; es vollzog sich in der neueren Zeit, seit den großen Entdeckungen, seit dem 16. Jahrhundert, eine europäische Ausbreitung über die Erde. Nicht eine andere Macht hat den Raum der Welt für sich erobert, und der europäische Geist wäre dort eingeströmt. Die treibende Kraft dieser Eroberung war nicht geistiger Art, nicht das Christentum, das natürlich ebenfalls wirkte, aber mehr im Zuge jener politischen Eroberung, nicht ein sozialer oder ein kultureller Gedanke, sondern die Machtstaatspolitik der Nationen Europas. Der Nationalismus der europäischen Völker war die treibende Kraft, war das große Schiff, das in die Weltmeere hinausfuhr und die Fracht des europäischen Gedankens in die Welt trug. Dieser Nationalismus ist den europäischen Völkern erhalten geblieben.

Wenn ich davon sprach, daß das Christentum, der bürgerliche Humanismus und der Liberalkapitalismus nicht mehr bestimmend sind, so muß im Hinblick auf den Nationalismus eine Einschränkung gemacht werden. Er ist noch sehr lebendig, noch immer eine höchst bezeichnende Kraft der Gegenwart, allerdings auch er mit wesentlichen Schwächeanzeichen. Als ein Integrationsprinzip der Geschichte hat er versagt; die europäischen Nationalstaaten mit ihrer absoluten Souveränität haben sich in den machtpolitischen Verfall sozusagen „hineingestritten". Es ist kein Zweifel, daß der Hauptgrund der Kämpfe, die wir in der letzten Zeit erlebt haben, beim Nationalismus liegt, der nicht über sich selbst hinausfand. Alle Ansätze zu einer Internationale der Nationalismen sind steckengeblieben, sind im nächsten Nationalkrieg der Nationen untereinander wieder untergegangen. Der Nationalismus bietet kein zureichendes Ordnungsprinzip, weder für Europa, noch für die Welt. In ihm hat sich Europa bei seiner Ausbreitung über die Erde ein gefährliches Element des dauernden Gegensatzes herangezüchtet. Im Fernen Osten beispielsweise ist er heute die bestimmende Kraft, und zwar in einem ganz anderen Ausmaß, als es bei uns noch der Fall ist. Er ist im Fernen Osten heute für alles so maßgebend, wie er bei uns im 19. Jahrhundert maßgebend war. Man betrachte nur etwa die Schwierigkeiten der französischen Politik in Indochina; aber sogar Amerika ist gezwungen, mit den europäischen Mächten zusammen jene nationalen Führer im Fernen Osten anzuerkennen, ja mit ihnen zusammenarbeiten, die vorher für ihre gleichen nationalen Ziele mit den Japanern zusammengearbeitet haben! Ein weiteres Beispiel der Lebendigkeit des Nationalismus bietet die Politik der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken. Das kommunistische Anliegen wird in ihr heute vielfach vom Nationalismus, der auch in Rußland stark in den Vordergrund gerückt ist, überdeckt, so daß der Nationalismus primär erscheint, der Kommunismus eher schon sekundär. Man braucht sich nur die Politik der kommunistischen Parteien in den einzelnen Ländern daraufhin anzusehen. Bei Stalin selbst ist augenblicklich nicht genau zu unterscheiden, ob er mehr der große Fortsetzer der Politik Peters des Großen ist oder der Führer der Sache des internationalen Proletariats.

Wir alle wissen, daß die lebendigen Kräfte der Gesellschaft, insbesondere die sozialen, aber auch die ökonomischen, über den Zustand der nationalen Gegensätze gleichwohl hinausstreben. Die Notwendigkeit des Weiterlebens selbst erfordert es. Die beherrschende Idee, die in allen Köpfen des Westens ist: Vereinigung der Nationen, also eine neue Form von Organisation der Nationen, auf russischer Seite: Union sozialistischer Sowjetrepubliken, die sich überall föderativ mit den russischen Sowjetrepubliken verbinden sollen, diese herrschende Idee einer übernationalen Einheit stammt vorwiegend aus sozialen und ökonomischen Vorstellungen. Es ist in keiner Weise das Christentum, das diese Tendenz hervorgerufen hätte. Alles, was sich christlich international organisiert, ist sehr alt und fast unabhängig von jenen geschichtlich wirkenden Kräften entstanden. Die politische Form, in der das Neue zum Ausdruck drängt, ist zum Teil schon einmal sichtbar geworden: im Genfer Völkerbund. Die Organisation war aber noch zu schwach, die nationalen Gegensätze erwiesen sich als zu stark. Nach dem zweiten Weltkrieg ist ein neues Gefüge, in globalem Umfang, geschaffen worden: die Organisation der Vereinten Nationen. Auch das ist nur ein Versuch; wir wissen nicht, ob er wirk-

samer enden wird als Genf. Es hängt im wesentlichen von einer tieferliegenden Frage ab.

Denn bedeutsamer noch als die Ueberwindung der nationalstaatlichen Gegensätze und die Relativierung der nationalstaatlichen Souveränitäten ist geschichtlich das Hauptproblem: eine neue soziale Struktur zu finden. Um die soziale Frage zu lösen, sind zwei riesige Mächte angetreten, die eine bewußt, die andere unbewußt. Die bewußte ist der Kommunismus, von Moskau her bestimmt, die unbewußte Amerika, das eine eigene Form der gesellschaftlichen Entwicklung durchgemacht hat. Auch Amerika will seine Art, zu leben, der Welt aufprägen. Das geschieht nicht mit einer klaren Ideologie, das geschieht nicht mit einer eindeutigen Parole, es geschieht jedoch mit bedeutenden Kräften, die der Amerikanismus enthält. Ziel ist in beiden Fällen die Ueberwindung des rein Nationalstaatlichen zum Zwecke eines besseren gesellschaftlichen Lebens. Das Soziale ist das eigentliche Ziel; auf dem Wege dorthin muß die Vorherrschaft des Nationalen überwunden werden. Der politische Ausdruck der nationalen, sozialen, ethischen, gesellschaftlichen und kulturellen Ideen und Interessen sind die großen Mächtegruppen. In ihnen strömen alle geschichtlichen Kräfte zusammen. Mit ihnen haben wir es also vordringlich zu tun. Führend in dieser Auseinandersetzung sind jene beiden Staaten geworden — es sind freilich mehr als Staaten —, die dauernd in unserem Bewußtsein sein müssen, weil sie die Zukunft wesentlich bestimmen, eben Sowjetrußland und Amerika.

Wir wollen kurz untersuchen, welche Positionen diese Mächte einnehmen, und welche Aussichten jede der beiden großen Machtgruppen hat.

Zuerst die Vorfrage: Wer hat sie in ihre heutigen Positionen gebracht? Der Faschismus. Er hat den geschichtlichen Versuch unternommen, im Kampf gegen die „Diktatur der entfesselten Vernunft" unter dem Primat eines entfesselten Willens mit Hilfe neuer „politischer" Mythen das zu lösen, was wir als die Krise der Zeit zu bezeichnen pflegen. Dieser Versuch ist gescheitert. Er scheiterte in einem Weltkampf, und der Weltkrieg war es, der die beiden Mächte Rußland und die Vereinigten Staaten in ihre heutigen Ausgangspositionen für die künftigen Entscheidungen gebracht hat. Es hätte in den letzten dreißig Jahren auch bedeutende Möglichkeiten anderer Lösungen für Europa und für die Welt gegeben; man hat sie versäumt. Als 1917 in Rußland der bolschewistische Staat entstand, um nur ein Beispiel zu nennen, war er mehr als schwach. Die westlichen Mächte haben Interventionskriege in Sowjetrußland geführt, um diesen Keim der Bedrohung ihrer sozialen Ordnung abzuwenden. Die Interventionskriege wurden anfangs direkt geführt, sie scheiterten; sie wurden indirekt weitergeführt, und erst in der harten Auseinandersetzung jener Jahre hat der Bolschewismus die Züge angenommen, die ihn heute in unserem Bewußtsein meist allein charakterisieren. Aus Lenin und Stalin konnten auch andere Männer der Geschichte werden, als sie geworden sind; es hing damals vom Westen mit ab. Eine zweite große Möglichkeit zu einer anderen Lösung, die versäumt wurde, bestand zwischen 1926 und 1938, als die Sowjetunion westliche Verständigungspolitik betrieb. Es hat keinen Sinn, heute zu sagen: nur mit der Absicht der Tarnung. Es war unsere Aufgabe, nicht bloß die einen Kräfte im Bolschewismus zu sehen, sondern auch die anderen. Es ist nicht oder nicht genügend geschehen, besonders als die faschistische Gefahr heraufzog. Auch die UdSSR hat schließlich die gleiche Politik, nur eben mit dem bolschewistischen Vorzeichen, geführt, wie sie die westlichen Nationalstaaten führten. Das Verhängnis war nicht mehr aufzuhalten. An seinem — vorläufigen — Ende stand die Sowjetunion an der Demarkation in Europa Amerika gegenüber. Und wieder geht es um die Möglichkeit: Ausgleich und gegenseitige Durchdringung oder katastrophaler Konflikt.

Wo liegen die Stärken und wo die Schwächen des Westens, wo die Stärken und wo die Schwächen des Ostens?

Im Westen ist es vor allem die ganz außerordentlich wirksame Idee der Freiheit der Einzelperson, die ihm Stärke verleiht. Die Freiheit der Person steht auf dem Banner der gesamten westlichen Hemisphäre. Gerade weil diese Freiheit zum Teil, sozial gesehen, Illusion ist, aber der Mensch unablässig nach Freiheit strebt, hat das Wort Zündkraft in den Herzen von Millionen von Menschen. Eine weitere Stärke des Westens ist seine wirtschaftliche, insbesondere seine technische

Ueberlegenheit. Es ist kein Zweifel, daß heute und noch auf Jahre hinaus der Westen dem Osten wirtschaftlich und technisch weit überlegen ist. — Eine Schwäche des Westens scheint mir die Krise der Formaldemokratie zu sein; die zweite Schwäche seine Besitzangst. Von Angst sind beide erfüllt, die westliche und die östliche Hemisphäre. Aber die Angst hier und die Angst dort hat verschiedene Gründe. Im Westen herrscht die bürgerliche Angst, das, was man hat — und das ist nicht wenig — zu verlieren; im Osten die Angst, das, was man kulturell, wirtschaftlich, technisch immerhin schon gewonnen hat, wieder zu verlieren, noch mehr aber das, was man erringen möchte, also die Möglichkeiten. Es ist klar, daß die Angst im Osten größer sein muß als im Westen, daß die westliche Angst aber viel hemmender ist, während die östliche eher einen Antrieb bedeutet.

Eine der wesentlichen Stärken im Osten ist eine gewisse Simplizität, die vereinfachende Ausschaltung von Kompliziertheiten und Differenzierungen, die den Westen aus alten Kulturüberlieferungen vielfach beschweren. Die Probleme werden in Rußland nicht in ihrer ganzen Fülle gesehen, sie werden auf einen simplifizierenden Nenner gebracht. Man nimmt das auf, was nützlich erscheint, und läßt fallen, was einem schwierig erscheint. Diese relative Einfachheit des Ostens zusammen mit seiner Aktionsfreudigkeit sind gegenüber dem Westen ein starker Vorteil. Ferner der Gedanke der materiellen Demokratie (gleichzeitig eine der Schwächen des Westens). Was man dort will, ist der soziale Wohlstand aller Werktätigen, der Gedanke der sozialen Freiheit. Die materielle Demokratie als Ziel ist eine enorme Triebkraft, die mir fast so stark zu sein scheint wie der Gedanke der individuellen Freiheit des Westens. Was die Sache in möglichen Auseinandersetzungen besonders gefährlich macht, ist die Tatsache, daß die formale Demokratie bei uns häufig etwas Hohles geworden ist, da die materielle Demokratie fehlt, daß man aber jene leichter entbehrt als diese; Millionen im Westen neigen dazu, lieber auf die Freiheit verzichten, als auf das gesicherte Brot. (Natürlich ist die Alternative an der geschichtlichen Erfahrung gemessen, falsch, und man sollte die Völker nicht dahin kommen lassen, zu meinen, sie müßten zwischen Freiheit und Brot wählen.)

Eine Schwäche des Ostens, die vielen als Stärke erscheint, ist die Diktatur, die mannigfach lebendige, echte Kräfte nicht zur Entfaltung kommen läßt; ihre Zwangsformen hemmen die Freiheit auch der arbeitenden Schichten. Doch ist diese Schwäche nicht groß genug, um das herrschende Regime dauernd zu behindern. Es gibt einen Grad der Diktatur, der bei den Massen zur politischen Apathie führen kann. — Ein weiterer Nachteil des Ostens ist der ungeheure Schaden, den Rußland durch den zweiten Weltkrieg erlitten hat. An dieser Schwäche wird es noch Jahre entscheidend leiden.

Es besteht die außerordentliche Gefahr, daß die beiden Machtgruppen in einem kriegerischen Konflikt aufeinandertreffen und daß sie sich, um diesen Krieg zu führen, vorher politisch in Blockgruppierungen formieren. Blockbildung ist in diesem Stadium der Entwicklung Vorbereitung. Der kriegerische Konflikt selbst wäre dieses Mal das Ende Europas, er würde seine Entvölkerung und Versteppung herbeiführen.

Die Aufgabe, die uns in dieser Situation gestellt wird, ist ohne weiteres sichtbar. Wenn wir den Krieg nicht vermeiden können, dann ist nicht die Weltkultur oder die Kultur in der Welt beendet, wohl aber die Kultur in Europa. Die erste Aufgabe muß also sein, den F r i e d e n zu erhalten. Man sieht, es handelt sich nicht darum, den Frieden aus Prinzip zu erhalten. Das wäre zwar ebenfalls ein durchaus berechtigter Beweggrund. Im Augenblick handelt es sich darum, die Möglichkeiten der Kultur überhaupt, einer Neuwerdung der Kultur in Europa noch offen zu halten. Den Frieden zu erhalten, ist die erste Aufgabe.

Die zweite Aufgabe ist der ersten parallel; die erste kann nicht erfüllt werden ohne die zweite: K o o p e r a t i o n u n d g e g e n s e i t i g e D u r c h d r i n g u n g. Es ist außerordentlich schwierig, die konkreten Möglichkeiten einer Kooperation zwischen dem Westen und dem Osten in dieser gegebenen Situation aufzuzeigen. Ich möchte nur einen einzigen Punkt herausarbeiten, wo ich eine Möglichkeit sehe. Das ist das deutsche Problem. Die Aufgabe zu einer indirekten gegenseitigen Beeinflussung hat das deutsche Volk selbst in seiner Niederlage, vielleicht gerade in seiner Niederlage. Es ist weniger eine politische als eine kulturelle und wirtschaftliche Aufgabe. Ich weiß, daß sich sofort eine Fülle von Einwänden erhebt. Man

wird sagen, wir seien viel zu sehr Objekt, überdies voneinander abgeschnitten, als daß es uns möglich wäre, eine originale Leistung zu vollbringen. Natürlich müssen dazu, wenn sie Bedeutung annehmen soll, gewisse Voraussetzungen erfüllt sein. Aber das Wichtigste scheint mir im Augenblick doch zu sein, daß das deutsche Volk nicht nur auf diese Voraussetzungen wartet, sondern selbst beginnt, sie mitzuschaffen. Wer sähe denn die tragische Situation so sehr wie das deutsche Volk, das jetzt diesseits und jenseits der Demarkation liegt? Wenn sich Initiative zeigt, werden sich alsbald bedeutende Kräfte im Ausland finden, die sie unterstützen. In den letzten hundert Jahren ist das deutsche Volk dem nationalstaatlichen Denken des Westens übermäßig anheimgefallen; es suchte plötzlich aufzuholen, alles das zu erreichen, was andere im Laufe von zweieinhalb Jahrhunderten erreicht hatten. Dieser Versuch ist gescheitert. Es ist sehr schwer, dem deutschen Volke heute klarzumachen, daß der Abfall von einer überstaatlichen Idee auch im Zeitalter des Nationalismus der anderen eine wirkliche Versündigung am eigenen deutschen Geiste war. Das deutsche Volk steckt noch tief in der politischen Denkweise dieses letzten Jahrhunderts. Trotzdem gibt es nach unserer Erfahrung eine große Anzahl Menschen in Deutschland, die die Zeichen der Zeit durchaus erkannt haben, die nur noch nicht wissen, wo die konkreten Ansatzpunkte für eine Politik der gegenseitigen Durchdringung zu finden sind. Seinem Charakter nach ist das deutsche Volk zu diesem Ausgleich geradezu vorbestimmt. Kein Volk der abendländischen Welt hat so viele geistige Zeugnisse anderer Völker übersetzt; man denke an die Leistungen etwa der deutschen Romantik in dieser Hinsicht; nordische und russische Dichter wurden vielfach überhaupt erst durch die deutschen Uebersetzungen in der Welt bekannt. Der deutsche Charakter ist ganz ursprünglich auf die Welt angelegt, auf Verständnis, auf Begreifen. Auch das tiefe — uns heute fast paradox erscheinende — Gerechtigkeitsempfinden des deutschen Volkes offenbart den ausgleichenden, verstehenden Grundzug des deutschen Charakters. Es besteht heute zweifellos die Gefahr, daß sich das durch den Nationalsozialismus vergiftete deutsche Volk in der Blockpolitik entweder an den Westen oder an den Osten verkauft, den Nationalismus einerseits in einer bolschewistischen Form verwirklichen will, andererseits mit Hilfe einer reaktionären, rein antisowjetischen Politik westlicher Mächte. Eine der Voraussetzungen, die das deutsche Volk braucht, um der Gefahr einer solchen Entwicklung in seinem eigenen Innern und damit zugleich der Gefahr einer Verschärfung der allgemeinen Konfliktsmöglichkeiten zu begegnen, ist eine gewisse Einheit; gemeint ist eine föderalistische Einheit. Man darf nicht ablassen, sie anzustreben, und das Mindeste ist, für eine „Kultur- und Wirtschaftspolitik der offenen Türe" — im allseitigen Interesse — zu arbeiten, auch wenn die Blockpolitik möchte, daß der Demarkation mitten durch Deutschland Dauercharakter verliehen wird. Denn Deutschland kann seine Aufgabe selbst im rein geistigen Sinne (nicht in einem machtpolitischen Sinn, der nicht gemeint ist und real nicht in Betracht kommt) nur dann erfüllen, wenn die äußere Verbindung aufrecht erhalten bleibt. Wirklichkeiten kennen lernen, ihre positiven und negativen Seiten bekannt machen, Ideologien abbauen, falsche Vorstellungen und unbegründete Aengste, die uns so oft zu einer verhängnisvollen Politik verleiten, das ist es, was wir tun müssen und in der Tat tun können. Gerade wir Schriftsteller, die wir uns beständig mit den geistigen Selbstzeugnissen der Völker befassen. Wenn heute sowjetische Literatur in reichem Maße nach dem Westen fließt, so hat das nicht nur eine negative Seite, sondern auch eine positive; es liegt darin die Möglichkeit, russische Ideen original kennenzulernen. Natürlich muß unablässig versucht werden, die gleiche Aufgabe auch nach dem Osten hin zu erfüllen. Das erscheint uns wesentlich schwerer, aber gerade eine von Sachkenntnis und unbeirrbarem, wenn auch realistisch-wachem Friedenswillen getragene Kritik findet immer wieder Gelegenheit, sich Gehör und Gewicht zu verschaffen. Das große wissenschaftliche und schriftstellerische Verständigungsgespräch zwischen West und Ost ist in dieser entscheidungsschwangeren Gegenwart leider noch kaum in Angriff genommen, nicht zuletzt, meines Erachtens, weil es an unvoreingenommenen deutschen Sachkennern beider Seiten fehlt.

Der Schriftsteller hat, wie hier konkret sichtbar wird, eine Avantgarde-Aufgabe. Er ist nicht nur, geschichtlich gesehen, allgemein die Integrationsperson des öffentlichen Bewußtseins der Gegenwart geworden, sondern er ist es in einer ganz besonderen, konkreten geschichtlichen Situation jetzt. Wir bringen verschie-

dene gute Voraussetzungen dafür mit. Es gibt heute in Europa viele Schriftsteller, die in irgendeiner Weise im Widerstand gegen den Faschismus gestanden haben. In Frankreich haben sich Katholiken und Kommunisten in der Opposition zur Besatzungspolitik des Dritten Reiches gefunden, und diese Zusammenarbeit hat in der Politik seit 1945 bis in die jüngste Vergangenheit eine gewisse Fortsetzung gefunden. Was in Frankreich war, gab es auch in anderen Ländern, nicht zuletzt in Deutschland. Die Schriftsteller, die in Deutschland, sei es dem Bewußtseinswiderstand angehörten, sei es der vollen, klaren, aktiven Opposition, sie sind die Kameraden jener Widerstandsschriftsteller außerhalb Deutschlands. Es bildet sich hier eine geschichtliche Elite besonderer Art heran, die eine besondere Verantwortung trägt. Sie muß sich mit allen jenen zusammenfinden, die Vertrauen verdienen, weil sie aus Irrtümern wirklich gelernt haben und bereit sind, eben deshalb mit verdoppelter Kraft an der Neuformung unserer geistigen, moralischen, gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Grundlagen mitzuarbeiten.

Was müssen wir also, um die neuen Ordnungszusammenhänge im Bewußtsein der Menschen zuwege zu bringen, tun? Zuerst selbst eine klare, begründete, ins Einzelne gehende Kenntnis der gegebenen Wirklichkeit und ihrer geschichtlichen Bedeutung haben. Es ist unerläßlich, daß jeder Schriftsteller, einschließlich der Dichter, weiß, wo wir in dieser Epoche stehen, wie die Kräfte ungefähr gelagert sind, und welchen Zielen wir zustreben. Eine der notwendigen Voraussetzungen dafür ist gerade für den Schriftsteller die Kenntnis anderer Sprachen, damit er den Geist der Völker anderer Länder versteht. Wir müssen ja die publizistischen Aeußerungen, die die Völker durch uns hervorbringen, aufnehmen und verarbeiten. Dazu ist für uns in Deutschland unerläßlich, daß uns endlich die ausländische Literatur auch wirklich zugänglich gemacht wird. Wie sollen wir sonst unsere besondere Aufgabe erfüllen können? Ist sie vielleicht weniger wichtig als das viele unnütze Zeug, für das Geld in rauhen Mengen ausgegeben wird? Umgekehrt muß die neue deutsche Literatur im Ausland bekannt gemacht werden. Auch die maßgebenden Zeitschriften und Tageszeitungen sollten beiderseits verbreitet sein. Es muß ein konkreter Austausch von Ideen zustandekommen. Die persönlichen Kontakte sind in aller Form zu pflegen. Treffen wie das unsrige hier sind ein höchst nützlicher Beginn. Von einsichtigen Menschen geleitet, können sie ausgezeichnete Ergebnisse zeitigen.

Eine weitere schriftstellerische Aufgabe im Sinne neuer Integration auf dem Felde der internationalen Politik ist die der Unterscheidung und Säuberung. Wir müssen Ideen und Aktionen auf ihre Brauchbarkeit und ihren geschichtlichen Wert hin prüfen, müssen ablehnen, annehmen, aufnehmen, für uns selbst, für unsere Leserschaft, damit sich die neue öffentliche Meinung bildet.

Es ist aber auch Aufgabe des Schriftstellers, Kontakt zu halten mit den maßgebenden Politikern und Einfluß auf sie zu nehmen. Eine ungeheuere Wirkung kann von Publizisten ausgehen, wenn sie in konkrete Zusammenarbeit mit aktiven Politikern treten, sei es individuell, sei es gelegentlich auf gemeinsamen Kongressen. Ich brauche nur die Namen Josef Görres und Friedrich Gentz aus vergangenen Zeiten zu nennen, um klarzumachen, was gemeint ist. Zu dieser Art von Wirksamkeit gehört heute auch die Einflußnahme auf die Parteien. Die Parteien sind die hauptsächlichsten politischen Realisationsfaktoren der Demokratie. Der Publizist kann selbst in einer Partei stehen und von da aus wirken oder er kann in die Parteien insgesamt hineinwirken, indem er von ihren Standpunkten und ihrer Praxis ausgeht und sich in einem dauernden Prozeß auf die geschichtlichen Ziele hin mit ihnen auseinandersetzt. Der Schriftsteller würde nicht so leicht, wie es allzu häufig der Fall war, jeder wechselnden politischen Macht anheimfallen, wenn er sich nicht bloß im sogenannten „Reiche des Geistes" bewegen wollte, sondern sich in einer dauernden Auseinandersetzung mit der konkret gegebenen Wirklichkeit befindet.

Noch ein Wort zu den Mitteln, die uns zur Verfügung stehen: Tagespresse, Zeitschriften, Buchliteratur, Rundfunk, Film, Theater, Kongresse. Das ist wahrhaftig nicht wenig. Einige unserer Berufsinstrumente, wie ich sie vielleicht nennen darf, wirken fast von selbst, rein durch ihre Art, von vornherein in die internationale Oeffentlichkeit. Alle erreichen sie breiteste Schichten: Eliten und Massen. Ob Leitartikel, Abhandlung, wissenschaftlicher Essay, Roman, Hörspiel, Drama,

Kurzgeschichte, Rede oder Vortrag, — wer noch außer uns Schriftstellern hätte so viele Mittel der Zeit zur Hand, um als Integrationsträger auf eine Zukunft hin zu wirken? Schließlich eine Bemerkung zu dieser unserer Arbeitstagung als einem Mittel der Bemühungen um Neuordnung, wie ich sie hier aufzuzeigen versucht habe. Ich sehe in Arbeitstagungen der Schriftsteller sowohl innerhalb ihrer eigenen Länder, als auch zwischen Angehörigen verschiedener Völker ein ausgezeichnetes Mittel in dem bezeichneten Sinn. Es sollte eine sehr lockere Form des mehr oder weniger regelmäßigen Zusammentreffens gefunden werden. Ich möchte vor einer zu strengen Organisation warnen. Man soll die Dinge nicht diktieren wollen, denn es handelt sich um sehr zahlreiche, gerade in ihrer Mannigfaltigkeit besonders fruchtbare und anregende Strömungen. Die Arbeit sollte darin bestehen, daß wir unsere Erfahrungen, präzis und konkret formuliert, austauschen. Stärkste Selbstkritik in unseren eigenen Reihen erscheint mir als ein nützlicher, notwendiger, ja geradezu unentbehrlicher Bestandteil solcher Tagungen geistig Schaffender. Es ist wesentlich menschlich, zu irren; wie erst in dieser Zeit! Nur andere können uns wirksam auf Fehler aufmerksam machen.

Wir sollten anläßlich solcher Tagungen auch eine gewisse Planung vornehmen, Abstimmung von Arbeiten aufeinander, Koordinierung wichtiger oder sogar vordringlicher Themen, Austausch von Manuskripten, ehe sie als Bücher erscheinen, damit sie womöglich in mehreren Sprachen gleichzeitig zum Publikum kommen; ferner Vermeidung von Doppelbearbeitungen, optimale verlegerische und allgemein publistische Unterbringung von Manuskripten, damit die höchst erzielbare Wirkung erreicht wird.

Nun werden Sie mich nach allen diesen Ausführungen als christliche Schriftsteller fragen, wo denn mein spezifisches Wort bleibe. Im Grunde habe ich die ganze Zeit über auch vom christlichen Schriftsteller gesprochen; denn ich sprach von der tiefen Verantwortung, die uns der Zeit und den Menschen gegenüber erfüllen muß. Es bringen nicht allzu viele der Schriftsteller, die außerhalb des Christentums stehen, diese Verantwortung im vollen Sinne auf. Unser eigenes Versagen aber ist umso größer und umso sichtbarer, gerade weil das Christentum der Zeit die Prägung nicht mehr gibt und weil es der kommenden Zeit die Prägung noch nicht zu geben vermag. Welch eine Aufgabe: die Zeit wieder in Verbindung zu bringen mit dem Christentum, das Christentum mit der Zeit! Die Trennung zwischen ihnen ist ungeheuerlich geworden. Die Bedeutung der Kirche als der Gemeinschaft der Gläubigen und der Heiligen in dieser Gegenwart und in unserer Situation neu im Bewußtsein der Menschen zu aktivieren, das Wort zu finden, das von der Welt wieder gehört, begriffen wird, — es erfordert das klare Zeugnis und die höchste schriftstellerische Kraft derer, die sich christliche Schriftsteller nennen dürfen. Freilich sind wir unter gar keinen Umständen etwa bloß so etwas wie der verlängerte Arm der kirchlichen Obrigkeiten. Gewiß Verteidiger auch der Rechte der Kirche, wenn es notwendig ist. Aber unsere Aufgabe selbst kennt keine Grenzen, und sie geht alle Menschen an. Durch nichts unterscheiden wir uns von den anderen Schriftstellern der Welt, mit denen wir sämtliche Nöte der Zeit teilen, weder durch die Art der Themen, noch durch die Mittel unserer Kunst, als allein durch eine höhere Verantwortung, eine tiefere Verpflichtung und durch eine von Christus unserem Herrn stammende innere Sicherheit, Ruhe, ja vielleicht und manchmal Ueberlegenheit in der uns gemeinsamen stürmischen Problematik. Das Risiko, in dem wir der Zeit und der Zukunft gegenüber stehen, ist für den christlichen wie für den nichtchristlichen Schriftsteller genau das gleiche; wir bringen in das allgemeine Ringen „nur" das Positivum ein, unter der Voraussetzung, daß wir in jeder Hinsicht echt sind: als Schriftsteller sowohl wie als Christen, das Risiko dieses Daseins möglicherweise besser zu bestehen — zu unserem eigenen irdischen und jenseitigen Heil und zu dem aller anderen, die unsere Nächsten sind.

Die Diskussion

Die allgemeine Diskussion ist auf der Tagung zu kurz gekommen. Dafür waren jedoch die Einzel- und Gruppenaussprachen umso ausgedehnter. Außerdem stellen die Referate selbst zum Teil schon Diskussionsbeiträge dar. In dem folgenden Bericht über die allgemeine Diskussion beschränken wir uns darauf, einige Punkte herauszugreifen:

1. *Dichter und Schriftsteller:* Besonders *Jakob Kneip* sprach sich entschieden dafür aus, daß neben dem Schriftsteller im engeren Sinne auch der Dichter, und zwar nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland, seine Aufgabe und seine Möglichkeit habe, bei der Umwandlung der Welt mitzuwirken. „Ich bin überzeugt, daß heute in den Trümmern noch mancher Hieronymus sitzt, der stärker auf die Erneuerung der Welt wirken wird, als die großen Vier der Politik. Denn die Umwandlung der Welt kommt von innen, aus dem Geiste Christi heraus." Der rheinische Dichter erinnerte an die tiefgreifende Wirkung, die Chateaubriands „Génie de Christianisme" auf ein ganzes Jahrhundert ausgeübt habe.

2. *Die Freiheit des Schriftstellers in der Kirche:* Mehrfach kam zum Ausdruck, daß dem Schriftsteller in allem, wo es sich nicht um Dogma oder um ausdrückliche Weisung der höchsten kirchlichen Autorität handele, in seiner Schriftstelleraufgabe Freiheit und Recht zur Kritik zukomme. Weder klerikale Empfindlichkeit, noch überkommene Vorurteile beim christlichen Volk dürften die Aufgabe des Schriftstellers, die Wahrheit zu sagen — natürlich mit Weisheit und Maß — unmöglich machen.

3. *Die Unabhängigkeit des Schriftstellers gegenüber den politischen Parteien:* Daß ein Schriftsteller, der seines Namens würdig sein will, nicht ergebener Lohnschreiber im Dienste einer Partei sein kann, daß er seine Feder nicht prostituieren darf, das verstand sich bei den anwesenden Schriftstellern von selbst. Aeußerst lebhaft aber wurde die Diskussion bei der Frage, ob der Schriftsteller *als Schriftsteller* sich überhaupt in einer Partei engagieren soll. Die ablehnenden Stimmen waren auf beiden Seiten in der Mehrheit, eben damit der Schriftsteller frei und unabhängig sei, gegen jedes Unrecht, auch wenn es sich um eine ihm nahestehende Partei handelt, mit voller Unabhängigkeit aufzutreten. Einer der Teilnehmer vertrat die These, daß dem Schriftsteller die bedingungslose Unterwerfung unter die Parteidisziplin gestattet sei, wenn er die historischen Ziele der Partei bejahe und solange er um dieser Ziele willen in der Partei bleibe. Denn schließlich sei ein solcher ja kein Dummkopf und habe sich, bevor er der Partei beigetreten, von der Notwendigkeit der Partei, eben um dieser ihrer Ziele willen, überzeugt. Verbrecher gebe es überall, es handele sich nur darum, wo es mehr gebe. Es gehe nicht an, daß ein solcher Schriftsteller öffentlich gegen ungerechte Maßnahmen und gegen Vergehen der Partei protestiere. Als *J.-P. Dubois-Dumée* und *Eugen Kogon* diese These zurückwiesen und leidenschaftlich dafür eintraten, daß der christliche Schriftsteller die Pflicht habe, gegen alles, was die Gesetze der Wahrheit und Gerechtigkeit, innerhalb oder außerhalb der eigenen Reihen, verletzt, einen unbeugsamen Kampf zu führen, da sprachen sie im Namen fast aller Anwesenden.

Im Zusammenhang hiermit wurde die Frage diskutiert, ob ein christlicher Schriftsteller um des Kampfes gegen das soziale Unrecht und um der sozialen Zukunft willen, die ja doch nicht allein mit unserem guten Willen zu gestalten sei, Mitglied der kommunistischen Partei sein könne. *Eugen Kogon* erklärte sich dahin, daß eine Zusammenarbeit von Fall zu Fall und örtlich begrenzt wohl in Frage komme, daß er aber eine Mitgliedschaft oder totale Zusammenarbeit nicht für möglich halte, weil der Kommunismus eine Weltanschauung habe und Methoden anwende, die wir als Menschen und als Christen ablehnen müßten. Die „geschichtliche Wirklichkeit" allein könne für uns nicht ausschlaggebend sein, wenn ein klares Bewußtsein von ihr auch

die Voraussetzung für unser Schaffen sei. Es müsse Kriterien geben, nach denen wir gewisse Dinge ausscheiden und andere annehmen können. „Jede Partei ist daraufhin zu prüfen, ob sie den elementaren Grundsätzen unseres Menschseins und Christseins entspricht oder nicht. Widerspricht sie diesen Prinzipien, so kann sie als Instrument der historischen Auseinandersetzung nicht benutzt werden. So war etwa nach dem Massenmord vom 30. Juni 1934 für jeden Christen klar, daß er nicht mehr in der nationalsozialistischen Partei bleiben konnte. Da gab es nur noch eins: raus!" Auch diese Stellungnahme Kogons wurde fast einmütig geteilt. Nicht minder sein eindeutiges Bekenntnis, daß auch wir die Sache des Proletariats zu der unsrigen machten, daß sie keineswegs nur eine Sache der kommunistischen Partei sei.

Im Verlauf dieser Debatte berichtete *Jakob Kneip* ein Erlebnis aus dem Jahre 1927. Damals habe ihn die sozialdemokratische Partei in Köln eingeladen, in einer Versammlung zu sprechen. Nachdem er es getan, sei ein Monsignore zu ihm gekommen und habe ihn gefragt, ob er nun schon so weit sei, bei den Sozialisten zu sprechen. Er habe ihm geantwortet: „Der Papst schickt seine Missionare zu Menschenfressern, und ich soll es nicht wagen, bei den Sozialisten Kölns zu sprechen! Im übrigen laufen hier in Köln mehr Heiden um den Dom herum als durch alle Urwälder Afrikas, und ich brenne darauf, einmal alle diese Heiden abzufangen und vor ihnen zu sprechen."

Antwort Schöninghs an Dirks: In seiner Antwort auf kritische Bemerkungen im Vortrag von Walter Dirks erinnerte F. J. Schöningh daran, daß er in seinem Referat nicht gesagt habe, der Anfang der verhängnisvollen Entwicklung sei in dem Faktum zu suchen, das sich die Philosophie der Herrschaft der Theologie entbunden habe, sondern darin, daß das philosophische Ich bewußt von den Wahrheiten der Theologie abstrahiere. Das sei etwas wesentlich anderes. Um Walter Dirks entgegenzukommen, möchte er sich dahin ergänzen, daß er sage, es sei der Anfang vom Ende gewesen, als die Theologie gleichzeitig die Philosophie im Stiche ließ, eben dadurch, daß sie sich zu einer Spezialwissenschaft neben anderen Wissenschaften entwickelt habe. Die Verbindung müsse wieder hergestellt werden: Christliche Schriftsteller müßten sich ernsthaft mit Theologie befassen, und die Theologen müßten beginnen, aus ihrem Ghetto herauszugehen und die übrigen Wissenschaften von der Theologie her zu befruchten. Er glaube nicht, daß seine Gedanken so verschieden von denen seien, die Walter Dirks in seinem Referat dargelegt habe. Es sei vielleicht nur eine Frage der Formulierung. „Wenn ich das Wort Nihilismus wählte, so tat ich das um der Deutlichkeit willen. Ich verstehe unter Nihilismus die Leugnung eines persönlichen Gottes". Wenn er, so fügte er bei, auf dem Worte Nihilismus noch bestehen möchte, so deshalb, damit der Mensch auf die Frage Gottes: Adam wo bist du? sich nichts vormache. „Wenn ich sagte, es sei notwendig, mit dem Nihilisten ins Gespräch zu kommen, so wollte ich nicht etwa einem heimlichen Phärisäismus das Wort reden. Wenn es uns nicht gelingt, unsere Fragen aus dem Herzen des Nihilisten heraus zu stellen, dann wird unsere Rede nur ein Geklingel sein. Ich glaube also, daß wir auf eine sehr eindringliche Weise uns einig sind".

Beschluß der Tagung

Wie die Eröffnungssitzung, so wurde auch die Schlußsitzung von *Jean du Rivau* geleitet. Er bot den Schriftstellern das „Centre d'Etudes" von Offenburg für alle Dienste an, die es leisten könne, insbesondere was die Vermittlung des vereinbarten Buch-, Zeitschriften- und Manuskriptenaustausches angehe, und stellte ihnen die beiden Zeitschriften als Tribüne zur Verfügung, von der aus sie zum anderen Volk sprechen könnten. Die Offenburger Stelle sei zu ihrem Teil schon jene Brücke, von der man

auf dieser Tagung so oft gesprochen habe. Das zu sein, sei ihr Sinn und ihre Aufgabe. „Wir sind da, um zu dienen, und zwar allen Menschen".

Einmütig wurde beschlossen, die Tagung zu einer ständigen Einrichtung zu erheben. Mit Freuden wurde von den Deutschen die Mitteilung aufgenommen, daß die nächstjährige Tagung wahrscheinlich in Frankreich stattfinden werde. Jean du Rivau fügte der Mitteilung hinzu: „Wir werden glücklich sein, wenn wir unsere deutschen Freunde in Frankreich empfangen können".

Eine lebhafte Aussprache entwickelte sich, als die Zusammensetzung und das Programm des nächsten Kongresses besprochen wurden. Die Mehrzahl war der Ansicht, man solle sich zunächst auf Franzosen und Deutsche beschränken, was nicht ausschließe, daß einzelne Vertreter auch aus anderen Ländern herzlich willkommen sein sollen. Es soll jedoch dabei bleiben, daß die Verhandlungen ausschließlich in Deutsch und Französisch geführt werden. Ebenso entschied man sich mehrheitlich, daß die Ausgangsposition der Tagung die gemeinsame christliche Grundlage bleiben müsse, womit jedoch weder konfessionelle Abschließung gemeint, noch auch die Möglichkeit, aufgeschlossene Schriftsteller aus dem sozialistischen Lager — „Menschen an der Grenze" — hinzuzuziehen, ausgeschlossen sein soll. Um nicht im Theoretischen zu bleiben, soll auf der nächsten Tagung von jedem ganz konkret darüber Rechenschaft abgelegt werden, was er in der Zwischenzeit an tatsächlicher Arbeit geleistet und welche Erfahrungen er gemacht hat, insbesondere im Bezug auf Völkerverständigung und Friedensarbeit. Als eines der nächsten Tagungsthemen schlug Pierre Lorson den Fragenkomplex „Krieg und Frieden" vor. Die Tagung soll sorgfältig und frühzeitig vorbereitet werden, einmal darum, um sie so fruchtbar zu machen wie nur möglich, zum anderen, damit wirklich alle die, die dahin gehören, auch tatsächlich daran teilnehmen können.

Zum Schluß wandte sich *J.-P. Dubois-Dumée* noch einmal mit einem herzlichen Wort an die deutschen Schriftsteller: „Die Kräfte der Wiedergeburt ihres Vaterlandes müssen aus Deutschland selber kommen. Aber wir können Ihnen indirekt dabei helfen: 1. Zunächst muß jeder von uns auf die öffentliche Meinung einwirken. Wir sind dafür in besonderem Maße verantwortlich, daß die Franzosen zuverlässig erfahren, wie es um Sie steht, was Sie wissen, meinen und wollen. Und ich glaube, da ist noch etwas zu tun (ebenso bei Ihnen). 2. Wir können helfen, daß die Jugend miteinander in Beziehung kommt. Das vor allem sollte unser Anliegen sein, und nie sollten wir uns versagen, wenn man uns hier um unsere Mithilfe angeht. 3. Die persönlichen Kontakte, die hier zustande gekommen sind, müssen erhalten und fortgeführt werden. Das ist von besonderer Wichtigkeit. Wenn einer von Ihnen nach Paris kommt, so wird er unsere Tür offen finden, und wir werden ihm jeden gewünschten Dienst leisten . . . Sie sind nicht allein — Sie werden es auf dieser Tagung gespürt haben. Und auch das dürfen wir Ihnen noch sagen: Wir beten für Sie und für Deutschland, und wir bitten Sie, Ihrerseits für uns und für Frankreich zu beten".

•

Gegen Ende der Tagung traf die Nachricht ein, daß der Oberkommandierende der französischen Besatzungszone, *General Koenig*, den Kongreß zu begrüßen und die anwesenden Schriftsteller kennenzulernen wünsche.

Er hoffe, so sagte General Koenig, auch ohne Dolmetscher verstanden zu werden, obwohl sein Französisch im Vergleich zu der Sprache der Schriftsteller schlecht sei. In seiner kurzen Ansprache bekannte sich der General zum Vorrang des Geistes und zur Völkerverständigung. Von nun an, so erklärte er, müsse alles getan werden, um aus der Geschichte der Menschheit diese gemeine Sache: den Krieg („la guerre ignoble") auszumerzen. Nach seiner Ansprache ließ sich General Koenig die Kongreßteilnehmer vorstellen.

An dem Schlußessen des Kongresses nahmen der Armeebischof, *Monsignore Picard de la Vacquerie*, und der Direktor des Unterrichtswesens der Besatzungszone, *General Schmittlein*, teil.

In seiner Ansprache sprach Monsignore Picard de la Vacquerie im Namen des französischen Episkopats dem Kongreß volle und herzliche Sympathie aus und bekannte sich aus ganzem Herzen zu einer engen Zusammenarbeit zwischen den deutschen und französischen Katholiken, die, wie er aus einer Audienz beim Hl Vater wisse, auch dem dringenden Wunsch des Papstes entspreche. Der Bischof nahm dann das Thema des Kongresses auf und sprach in eindringlicher Weise über die Verantwortung des christlichen Schriftstellers. Der christliche Schriftsteller, so führte er unter anderem aus, könne seiner Aufgabe in keiner Weise gerecht werden, wenn er seinen Glauben nicht in seinem eigenen Leben realisiere; was er anderen verkünde, müsse in ihm selbst wirksam sein. Seine Schriften müßten gleichsam eine Uebersetzung seines inneren Lebens darstellen: contemplata tradere, wie es bei Thomas von Aquin heiße. Der französische Bischof nahm zugleich die Gelegenheit wahr, den deutschen Katholiken für alles, was sie im Geiste christlicher Solidarität an französischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern getan, zu danken und in anerkennenden Worten von dem Kampf des deutschen Episkopats gegen die nazistische Gottlosigkeit zu sprechen. Er wisse und fühle sich dem deutschen Episkopat brüderlich verbunden.

General Schmittlein knüpfte in seiner Ansprache an die Worte Franz Josef Schöninghs an, der in einem an die französischen Gastgeber gerichteten Dankeswort darauf hingewiesen hatte, daß eine Tagung wie diese zwei Jahre nach dem ersten Weltkrieg noch nicht möglich gewesen sei und daß man daraus die Hoffnung schöpfen könne, der Nationalismus werde von einem europäischen Gesamtbewußtsein allmählich überwunden. M. Schmittlein erklärte, daß er diese Hoffnung teile. Zwar hätten der Nazismus und der Krieg den Haß aufs neue angestachelt, trotzdem aber habe sich indes das europäische Bewußtsein in jedem von uns entwickelt, und wir seien uns mehr als 1918 bewußt, „Europäer" zu sein. Er habe, so bemerkte M. Schmittlein weiter, selbst als Soldat nie das Gefühl gehabt, gegen das deutsche Volk zu kämpfen. Er habe diesen Krieg weniger als einen „nationalen" Krieg betrachtet, sondern als einen Kampf für die Kultur, für die Freiheit, für die Freiheit auch des deutschen Volkes. Sein Wunsch sei, das Besatzungsregime, das ja nur ein Interimsregime darstellen könne, möge so provisorisch wie nur möglich sein. Wenn die Militärregierung auf dieser Tagung nicht vertreten gewesen, so nicht aus mangelndem Interesse, sondern um die Schriftsteller unter sich zu lassen und um ihre Freiheit zu respektieren.

Stimmen der Teilnehmer

Deutsche Schriftsteller:

„Christliche Schriftsteller waren es, die als Christen unter Christen Verbindung aufnahmen; nicht etwa um irgendwelche gegenwärtigen Konflikte zu lösen oder um Lösungen für „andere" oder für die „Welt" zu schaffen; es galt vielmehr, über die eigene Position Klarheit zu schaffen und also die Dinge und das gemeinsame Anliegen zu sehen, und zwar richtig, aus der Richtigkeit des Christentums heraus zu sehen, so daß der christliche Schriftsteller fähig werden kann, nicht nur den Christen, sondern den Menschen die ihm auferlegten Dienste zu leisten. Im Verlauf der Tagung wurde es ganz deutlich, daß das Christsein jedes einzelnen Teilnehmers der gemeinsame Nenner für die Arbeit der Tagung war und die Arbeit in der Lahrer Begegnung so fruchtbar machte . . .

Diese gemeinsame Position, die bereits am Morgen des ersten Tages sichtbar wurde, war nicht ein Ergebnis von Verhandlungen und Aussprachen, sondern sie

war da, unabhängig und unabdingbar, als Vorbedingung gleichsam für die Möglichkeit dieser Tagung. Es gab keine Harmonisierung, keine Sympathiekundgebungen wie in vergangenen Zeiten, sondern auf beiden Seiten eine nüchterne Offenheit für die Realität des Menschen, der auf ein- und derselben Insel (île d'égalité) lebt und sich dessen bewußt ist. Man war wirklich und echt Partner, so daß Anfänge von Dialogen zustandekamen, die zur Klärung der gemeinsamen und der verschiedenen Standpunkte weitergeführt werden sollen.

Außer dieser gemeinsamen christlichen Grundposition gibt es für die Schriftsteller beider Völker aber zugleich die besondere der realen Geschichte, so ist es von den Teilnehmern mehrfach gesagt worden; und diese Position ist im Sinne der gegenwärtigen Weltpolitik weder östlich noch westlich, noch ist sie westöstlich, sondern — auch für das Politische — spezifisch menschlich; sie ist in dem etwas einengenden, aber gemeinverständlicheren Sinn europäisch oder abendländisch, immer aber selbständig zwischen Osten und Westen, ohne sich je einem Gespräch mit den Amerikanern oder den Kommunisten zu verschließen . . . Ganz offensichtlich stehen die christlichen Schriftsteller beider Völker am Anfang der Gespräche, die noch stärker die gemeinsamen und trennenden Punkte klären müssen, um die eigenständigen Positionen zu gewinnen, die zuletzt erst die Gewähr für weitere echte Gespräche abgeben können. Nur so könnte auch jenes ‚climat de fraternité' unter den Schriftstellern diesseits und jenseits der Grenze erhalten bleiben, die immer unter dem Gesichtspunkt der Wahrheit und nicht der Zeit zu arbeiten haben".

(Karlheinz Schmidthüs in der „Herder-Korrespondenz", Oktober 1947)

„Als man kam, war es ungewiß, ob das Trennende nicht stärker sein werde, doch als man ging, sagten alle Gesichter, daß die beiden Völker viel mehr eint, als ein Blick auf den Vordergrund der Zeitgeschichte wahrhaben will. Zwar gab diese Tagung keine Auskunft über den durchschnittlichen Geist, der in beiden Völkern herrscht: man war der Zeitgeschichte gleichsam um einige Meilen voraus, aber beide Gruppen reisten in der Ueberzeugung heim, daß sie sich nicht auf einem Nebenwege oder in einer Sackgasse befinden, sondern daß sie nur auf einer Straße vorausgehen, die bald ohne Wegweiser zu finden und viel begangen sein wird . . . Die Diskussionen gingen im Für und Wider quer durch die beiden Gruppen hindurch. Als einmal durch ein Mißverständnis das Gegeneinander von zwei Fußballmannschaften zu entstehen drohte, wirkte die Aufklärung gerade dadurch erheiternd, daß sich in der französischen ‚Mannschaft' ein Deutscher als ‚Torwart' und in der deutschen ein Franzose als ‚Mittelstürmer' erwies . . . Die deutschen Vorträge und Diskussionen zeigten, daß unsere Sorge um Deutschland die um Frankreich stets mit einschloß, und daß jedes Wort zwanglos aus einer europäischen Perspektive gesprochen wurde . . . Die These des Berichterstatters, daß der Nationalismus eine Erscheinungsform des spätbürgerlichen Nihilismus sei, fand gerade bei den Franzosen lebhafte Zustimmung . . . Die Unbefangenheit, die Abwesenheit jedes offiziellen Charakters gab von Anfang an den Blick auf den konkreten Mitmenschen so sehr frei, daß auch unzulängliche Sprachkenntnisse von beredten Herzen überwunden wurden und daß die in einer Diskussion Angegriffenen ohne Ansehung ihrer Nation gerade von ihren ‚Feinden' nachher mit besonderer Freundlichkeit umgeben wurden".

((Franz Josef Schöningh in der „Süddeutschen Zeitung" vom 6. 9. 1947)

„Wir haben uns bei diesem ersten Treffen kennengelernt, und das will heute bei den Barrieren, die zwischen den Völkern errichtet sind, schon etwas heißen. Ich erhielt vor einigen Monaten einen Brief aus Südfrankreich. Er war unterzeichnet von einem Schriftsteller Morel. Ich muß ehrlich gestehen, daß ich nicht wußte, wer Morel war. Ich weiß heute, wer Morel ist, und wenn ich in Zukunft von Morel etwas lese, so habe ich ein klares Bild vor mir. Ich weiß, mit wem ich es zu tun habe, und ich werde das, was er sagt, entsprechend dieser Kenntnis auffassen. Hätte ich es ohne die Kenntnis seines Vortrags, seiner Person gelesen, so hätte ich es vielleicht beiseite gelegt. Heute würde ich das nicht mehr tun. Und wenn ich in Zukunft ‚Témoignage Chrétien' lese, dann wird mir die Gestalt von M. Dubois-Dumée vor Augen stehen, und ich werde wissen: er ist ein Kämpfer auf der anderen

Seite. Diese persönliche Kenntnis hat einen ungeheuren Wert. Sie ist ein Beitrag zur Aufhebung der Anonymität, die ein Wesenselement unserer Zeit ist. Hinter anonymen Mächten verbergen sich Kräfte, mit denen wir ringen müssen. Wir verstehen uns sofort besser, wenn wir die Persönlichkeiten kennen. Die deutschen Schriftsteller kennen heute E. Mounier, und die französischen Teilnehmer haben einen Begriff von uns. Ich halte das für sehr fruchtbar . . .

Ueber das persönliche Kennenlernen hinaus hat sich eine echte Bewußtseinsbildung zwischen den Teilnehmern dieser deutsch-französischen Schriftstellertagung vollzogen. Wir wissen heute mehr über die Stellung und über die Aufgabe des Schriftstellers in unserer heutigen Zeit. Wir haben erfassen gelernt, daß der Schriftsteller eine spezifische Funktion in dieser Gegenwart auf die Zukunft hin hat . . . Wir haben weiter die besondere Funktion des christlichen Schriftstellers kennen gelernt, dessen Aufgabe es ist, Zeugnis abzulegen und zugleich sich zu engagieren, das heißt mit dabei zu sein, drinnen zu sein, ein echtes inter-esse zu haben, verbunden zu sein allen Elementen dieser Zeit und sie zu verstehen . . . Wir wissen heute voneinander, daß die Frontentrennungen sowohl in Frankreich wie in Deutschland sehr ähnlich verlaufen. . . . Die Fronten laufen in beiden Ländern durch die Schriftstellerreihen hindurch und durch die christlichen Schriftstellerreihen ebenfalls. Auf der einen Seite steht der Predigertyp, der Schriftsteller mit apokalyptischem Bewußtsein, auf der anderen Seite der Typ der Präsenz, des Dabeiseins, der die gegenwärtige Krise als Wachstumskrise, nicht als Agonie betrachtet. In unseren bisherigen Konferenzen ist diese Gegensätzlichkeit einigermaßen zum Ausdruck gekommen. Es ist noch nicht zum Ausdruck gekommen, was sie verbindet. Der christliche Schriftsteller muß von beiden etwas Elementares haben. Auch der Schriftsteller der Präsenz hat im richtigen Augenblick das direkte Bekenntnis abzulegen, ob er echter Christ, echter Katholik ist. Der andere Typ aber wird zu uns herein müssen, sonst wird es nicht gehen, sonst wird er unfruchtbar bleiben, es sei denn, daß ihm die Gnade Gottes in ganz besonderer Weise zu Hilfe kommt. Es ist ein Vorteil, daß dieser Unterschied hier herausgearbeitet wurde, daß wir heute wissen, das ist in Frankreich so und das ist in Deutschland so, und es ist nicht etwa auf der einen Seite en bloc zu betrachten und auf der anderen Seite ebenfalls en bloc. Die Fronten überschneiden sich . . .

Wir haben nun miteinander Fühlung genommen. Wir haben den Bücheraustausch, den Manuskriptenaustausch, den brieflichen Gedankenaustausch in die Wege geleitet. Das ist ein sehr brauchbares Ergebnis, freilich nicht brauchbar für das ganze Land unmittelbar und sofort, aber wir müssen Geduld haben. Es ist außerordentlich, daß wir das zwei Jahre nach Kriegsende bereits können (nach dem ersten Weltkrieg war das nicht so rasch möglich), selbst wenn die beiden Völker insgesamt noch nicht daran teilhaben . . . "

(Eugen Kogon in einer Diskussionsrede in Lahr)

Ein französischer Schriftsteller:

„Von einer Tagung, die sich aus in jeder Hinsicht so verschiedenartigen Menschen zusammensetzte, konnte man beträchtliche Schwierigkeiten erwarten. Wie würden Sieger und Besiegte, wie würden sie, die so oft und so lange schon als ‚Erbfeinde' bezeichnet worden sind, wie würden sie, deren Sprache so verschieden ist — hier das klare und peripherische Latein, dort das dunkle und abgründige Germanisch — zusammenfinden? Nun, all das ist in einem übergeordneten Humanimus und in einem echten Christentum zusammengeschmolzen. Wenn auch das Fehlen cartesianischer Logik, die schwindelerregende Höhe der Abstraktion, die Schwierigkeit eines allzu persönlichen Sprachgebrauchs die Franzosen bisweilen aus dem Konzept brachten, so gewöhnten sie sich doch immer mehr daran, indem sie sich zugleich der ‚schwierigen Autoren' erinnerten, die sich in ihrem Lande durchgesetzt haben, angefangen bei Mallarmé über Valéry und Reverdy bis zu Patrice de la Tour du Pin. Die nationalen Gegensätzlichkeiten haben auf der Tagung keine Rolle gespielt. Zunächst, weil die anwesenden Schriftsteller entschieden übernational eingestellt und Verfechter einer Welt waren, in der die Souveränität der Staaten zugunsten der Souveränität der Menschheit überwunden ist. Dann aber auch, weil ein großer Teil von ihnen, sowohl in Deutschland wie in Frankreich,

am aktiven Widerstand gegen den Nazismus teilgenommen hat — einige von ihnen waren selbst zusammen im KZ.

Die Gegensätzlichkeiten, die auf der Tagung hervortraten, waren keineswegs nationaler Natur; sie bestanden nicht zwischen Deutschen und Franzosen, sondern zwischen Schriftstellern. Einmal der Gegensatz zwischen dem Schriftsteller als Dichter und dem Schriftsteller als Journalist. Dann der Gegensatz zwischen dem Schriftsteller, der sich oberhalb der Parteien halten will, um die Freiheit des Denkens und der Stellungnahme zu wahren, um besser der unbedingten Wahrheit und der Menschheit, die sie nötig hat, dienen zu können, und dem Schriftsteller, der sich freiwillig und leidenschaftlich in den Dienst einer Partei stellen will. Ferner der Gegensatz zwischen den integralen Antikommunisten und denen, die sich zur ‚ausgestreckten Hand' und zur Zusammenarbeit mit den Kommunisten bekennen. Endlich der Gegensatz zwischen den ‚Rechts'- und den ‚Links'katholiken, zwischen den ‚Traditionalisten' und den ‚Revolutionären', den ‚Statischen' und den ‚Dynamischen', zwischen denen, die von der Welt eine ‚conception essentialiste', und denen, die von ihr eine ‚vision existentialiste' haben. Diese Gegensätzlichkeiten, die zu denen, die auf der Besonderheit jedes einzelnen Menschen und auf der Verschiedenheit der Sprache, der Erziehung und der Kultur beruhen, noch hinzukamen, haben lebhafte öffentliche und private Diskussionen hervorgerufen und haben die Tagung sehr lebendig gemacht, ließen immer wieder Kontraste hervortreten und hielten das angespannteste Interesse wach. Sie haben die Atmosphäre nicht vergiftet — sie blieb stets brüderlich, wahrhaft herzlich und licht.

Das alles besagt: die Tagung war fruchtbar, sowohl in geistiger wie persönlich-menschlicher Hinsicht . . .

Auch der praktische Nutzen der Tagung war nicht gering. Man hat untereinander Bücher, Broschüren und Zeitschriften ausgetauscht und solchen Austausch auch für die Zukunft ausgemacht, hat gegenseitige Informationen auf bestimmten Gebieten verabredet, Mitarbeit an dieser oder jener Zeitschrift oder Zeitung besprochen und geregelt, hat sich gegenseitig über die geistigen Strömungen, über Richtungen in der Literatur, über überwundene oder noch bestehende Schwierigkeiten und über die Presseverhältnisse *) unterrichtet, man hat Pläne für Uebersetzungen besprochen usw. Wertvoll war nicht zuletzt, daß man Schriftsteller, die man bereits aus Büchern oder Zeitschriften kannte, nun persönlich kennen lernen und sprechen konnte, so daß man jetzt eine lebendige Vorstellung von ihnen hat und in Zukunft ihre Werke mit umso größerer Anteilnahme lesen wird.

Damit sind wir schon bei einem weiteren Gewinn der Tagung, einem Gewinn, der wahrhaft groß und unbezahlbar ist. In der Schlußsitzung bekannte einer der französischen Teilnehmer, daß er, so kurze Zeit nach diesem Kriege, mit mancherlei Befürchtungen zu den deutschen Schriftstellern gekommen sei, daß er aber sehr bald gespürt habe, daß er unter Brüdern weile. Das ist die reine Wahrheit, die auf alle Weise auch von den andern Teilnehmern, und besonders von den Deutschen, zum Ausdruck gebracht wurde. Dieses Treffen hat allen seinen Teilnehmern lebendig zum Bewußtsein gebracht, daß die christliche Solidarität und die christliche Liebe nicht leere Worte sind, sondern starke und befreiende Wirklichkeit. Das hat mit billiger Sentimentalität nichts zu tun. Die christliche Liebe, die die Teilnehmer in Lahr geeint hat, wird sie antreiben, auf dem Wege der Einigung weiterzugehen und weiterzuarbeiten. Wiederholt wurde in Lahr erklärt, der nahe Rhein dürfe nicht mehr eine Kluft zwischen Deutschland und Frankreich sein, sondern müsse zur Brücke werden. Die Schriftsteller der Lahrer Tagung sind entschlossen, mit ganzer Kraft an der Aussöhnung der beiden Völker zu arbeiten, die, wie der Erfolg von Lahr gezeigt hat, sich mehr ergänzen, als sie sich entgegengesetzt sind. Wenn man die Macht der Presse und der öffentlichen Meinung und den Einfluß, den der Schriftsteller auf Presse und öffentliche Meinung hat, bedenkt, dann wird man die Tragweite dieser Tatsache nicht unterschätzen."

(Pierre Lorson in den "Documents", Heft 8/1947)

*) Die anwesenden Redakteure hielten an einem Abend eine eigene Besprechung ab, bei der die Presseverhältnisse beider Länder eingehend besprochen wurden. Red. d. Dok.

Priester und Laie in der Kirche

Um eine Laïkologie

Von Yves Congar O. P.

(1. Fortsetzung und Schluß)

Das Prophetentum

Erinnern wir zunächst an die Unterscheidung, die unser ganzes Problem erhellt: hier der Blick auf das (durch Christus geschenkte) Leben, der den Gesamtleib umgreift und soweit reicht, als dieses Leben bereits innerer Besitz geworden ist, dort der Blick auf die soziale oder hierarchische Struktur, der den ganzen Umfang dessen ermißt, was von dem Leben noch nicht zum inneren Besitz geworden ist und deshalb dem Leib erst übermittelt werden muß.

Diese beiden Blickrichtungen finden auf dem hier in Frage stehenden Gebiet der Wahrheit oder der Lehre ihre ziemlich genaue Entsprechung. Hier ist es einerseits die Offenbarung und das Dogma (Dogma ist von der Kirche geformte Offenbarung), soweit sie „von oben" als anvertrautes Gut (depositum fidei) empfangen werden; andererseits das Dogma, soweit es von der glaubenden Kirche gelebt wird und im Zeugnis eines christlichen Lebens in die Welt strahlt.

In dem Maße, in dem Offenbarung und Dogma uns *von außen* zukommen, nämlich von den Propheten, von Christus und den Aposteln durch eine geschichtlich festlegbare objektive Offenbarung, die sich uns als ein Anvertrauen und Uebermitteln von etwas Abgeschlossenem darbietet, werden wir von vornherein auf den Zuständigkeitsbereich eines hierarchischen Lehramtes zu stoßen vermuten. Diese hierarchische Machtvollkommenheit ist wesentlich auf das Apostelkollegium gegründet und findet ihre wenigstens teilweise Fortsetzung in der Gemeinschaft der Bischöfe, die durch den apostolischen Stuhl das innere Siegel der Einheit erhält.

Umgekehrt, wo die Lehre, die man im Glaubensgehorsam angenommen, *gelebt* wird, in demselben Gehorsam weiterentwickelt und je nach den Bedürfnissen der Menschen und der Zeitverhältnisse lebendig angewendet wird; oder auch, wo der Hl. Geist, der in der Kirche wirkt, einzelne Seelen persönlich erleuchtet; schließlich auch dort, wo die christliche Wahrheit von Seelen, die in ihr leben und sich ihr hingeben, lebendig bezeugt und ausgestrahlt wird — überall dort und in dem Maße, als dies geschieht, befindet man sich im Bereich des Lebens. Hier erhält jeder Gläubige durch den Hl. Geist und ebensoweit als der Hl. Geist *in ihm* tätig ist, Gnade, Initiative und Aktivität.

Diese Unterscheidung, die so einfach ist und so sehr dem entspricht, was uns auch die Kirchengeschichte bestätigt, räumt dem gläubigen Laien einen großen Raum ein in der Entwicklung und Verbreitung der Glaubenslehre [1]. In der Entwicklung:

---

[1] Dieses Thema verdient seinen Ruf als dorniger, d. h. gefährlicher Gegenstand nur auf Grund der übergroßen Vorsicht und Scheu, welche die modernistische Krise und verschiedene übertriebene Ansprüche bei der Kirche hervorriefen. Es ist denn auch noch wenig behandelt worden. Außer auf Newman „On consulting the faithful on matters of faith" (in „The Rambler", Juli 1859), einem leider unzugänglichen Text, von dem ich eines Tages eine Uebersetzung zu geben hoffe, kann ich noch verweisen auf Martimort „Gemeinschaft der Heiligen und christliches Wagnis" (Communion des Saints et risque chrétien) in den „Cahiers de la vie spirituelle", „Die Gemeinschaft der Heiligen" (La Communion

das hat man zum Beispiel unter Leo XIII. gesehen auf dem Gebiete der kirchlichen Soziallehre (man denke an die Bedeutung der Freiburger Union!), und man sieht es heute noch in derselben Frage, aber auch auf anderen Gebieten, wie in der christlichen Lehre über die Ehe, in der Liturgie usw. Schließlich sind eine ganze Reihe der großen Mystiker Laien gewesen; es ist auch zweifellos keine literarische Uebertreibung, wenn Gregor XV. und Urban VII. die hl. Theresia von Avila einen „Kirchenlehrer" nannten . . . Ebenso hat der Laie seine Aufgabe bei der Verbreitung der Glaubenslehre durch das Zeugnis eines christlichen Lebens. Aber hierauf werden wir noch später zu sprechen kommen.

Hingegen ist es wesentliche Aufgabe der Hierarchie: 1. Träger des Charismas der Apostolizität zu sein; mit anderen Worten: die Hierarchie hat zu bewirken, daß die Glaubenslehre wirklich von oben, von Christus und den Aposteln uns zufließt; genau so wie uns die Gnade, als wir vom Priestertum sprachen, durch die einmalige geschichtliche Tatsache des Kreuzes als wirklich von oben kommend erschien. Dem Volk Gottes, das in der Einheit und dem Bekenntnis des Glaubens leben soll, hat die Hierarchie das anvertraute Gut der einmal geschehenen Offenbarung zu übermitteln, damit dieses Volk sein Leben wirklich „auf dem Grund der Apostel und Propheten" baue, „während Eckstein Jesus Christus selber ist" (Eph. 2.20); 2. (ist es Aufgabe der Hierarchie) darüber zu wachen, daß die Ausgestaltung, Anwendung und Ausdrucksform der Lehre, die von der Gesamtheit der Gläubigen gelebt, durchdacht und verbreitet wird, mit dem anvertrauten Glaubensgut in Einklang bleibe, damit so „alle ein und dasselbe verkünden und es keinerlei Spaltungen unter ihnen gäbe, daß vielmehr alle vollkommen eines Geistes und eines Sinnes seien" (1. Kor. 1. 10). Dem gesamten Leben eines Gemeinwesens in richtungweisendem und prüfendem Urteil als verbindlicher Ordnungsfaktor zu dienen, ist ja gerade die Aufgabe einer öffentlichen Autorität. In der Kirche, in der das Gemeinschaftsleben nicht wie in der bürgerlichen Gesellschaft rein praktischer Natur ist, sondern ein Leben in der Einheit des Glaubens und auf Grund eben dieser Einheit einschließt, wird die öffentliche Autorität über eine bloße Jurisdiktion und Regierungsgewalt hinaus zur lehramtlichen Autorität.

In der geläufigen katholischen Theologie hat man aus Gründen, auf die zu Beginn dieses Artikels und in der letzten Anmerkung hingewiesen wurde, im Leben der Kirche, das sich in der Einheit des Glaubens vollzieht, nur jenen Gesichtspunkt des anvertrauten Glaubensgutes in Betracht gezogen, das durch die Vermittlung eines hierarchisch gegliederten Lehramtes weitergegeben wird, genau so wie man in der Lehre von den Sakramenten fast nur den Gesichtspunkt der objektiven Wirksamkeit „ex opere operato" berücksichtigt. Alle Bemühungen liefen darauf hinaus, gegenüber den Protestanten, den Jansenisten und den Gallikanern, gegenüber den verschiedenen Subjektivismen und schließlich gegenüber dem Modernismus darzutun, daß die Gläubigen keinerlei hierarchische Lehrbefugnis besitzen und daß sie die Lehre als etwas völlig Fertiges empfangen. Gleichsam als innerster Festungsgürtel, als das letzte Wort gegenüber diesen Bestrebungen wurde die Unterscheidung zwischen lehrender und hörender Kirche aufgestellt. Durch unsere eben gemachten Ausführungen wird diese Unterscheidung keineswegs aufgehoben, vielmehr begründet und erklärt. Aber man sollte nicht glauben, mit der Errichtung einer Schranke sei schon alles gesagt. Auch der anderen Seite der Wahrheit ist der gebührende Platz einzuräumen; sie kommt zum Beispiel in dem Gedanken, daß die Glaubenswahrheit in der Gemeinschaft aller Gläubigen ihren Bestand hat, oder auch in folgender Formulierung des damals noch katholischen P. Tyrell zum Ausdruck: „Im Anfang gab

---

des Saints) S. 107—115 und auf I. Leclercq „Das Leben Christi in seiner Kirche" (La vie du Christ dans son Eglise) Unam Sanctam 12, Teil 1, Kap. 8: Regierende und Regierte in der Kirche. Einige gute Bemerkungen finden sich auch bei I. Levie „Unter den Augen des Ungläubigen" (Sous les yeux de l'Incroyant) Desclée 1944 S. 240 ff.

es nicht eine lehrende und eine hörende Kirche, sondern eine lehrende Kirche und eine hörende Welt. Jeder Christ war auf Grund seiner Taufe Lehrer und Apostel" 2).

Es ist betrüblich zu sehen, wie Ideen, die zumindest in dem, was sie positiv aussagen, der Wahrheit so nahe kommen (denn der negative Teil ist eine historische Afterwahrheit), in ihrer Unklarheit eine Fehlerquelle enthalten, die um so gefährlicher ist, je mehr sie mit einer im Grunde richtigen Auffassung verbunden sind. Der folgende Teil dieser Untersuchung wird eine Richtigstellung ermöglichen, die letzten Endes nicht schwer ist.

Zu diesem Zweck ist es nötig, zu unterscheiden. Tyrell hätte hier nicht zugestimmt. Aber, wie Msgr. d'Hulst in der Abgeordnetenkammer sagte: „Unterscheiden ist immer noch das einzige Mittel, um keine Verwirrung zu stiften." So unterscheiden wir (und dabei lassen wir uns von einigen verstreuten, aber sehr klaren Texten des hl. Thomas leiten 3)) im Amt des Propheten, das heißt eines, der Zeugnis gibt — was wir absichtlich in seinem ganzen Umfang, also in seiner allgemeinsten Bedeutung verstehen wollen — *zwei Bereiche und eine dreifache Wirksamkeit*. Die zwei Bereiche sind der öffentliche und der private; die dreifache Wirksamkeit entspricht dem Amt dogomatischer Lehrunterweisung, der Aufgabe wissenschaftlicher Gelehrtenarbeit und dem Auftrag der Glaubensverkündigung. Hält man die zwei Bereiche mit den drei Betätigungsweisen zusammen, so ergeben sich sechs verschiedene Fälle.

a) Im *Bereich der dogmatischen Lehrunterweisung* sehen wir zunächst die *öffentliche*, d. h. die *von Amtswegen* erfolgende Unterweisung. Sie gehört zu den Aufgaben der hierarchischen Seelsorge 4). Sie ist Sache des Bischofs und dessen „wichtigste Pflicht", wie der hl. Thomas sagt, der keine Uebertreibung kennt 5). Die Bischöfe sind „Richter in Glaubenssachen", das heißt sie stellen in Fragen der Glaubenlehre auf Grund ihres Amtes die eigentliche öffentliche Autorität dar. Die Priester und die Ordensleute nehmen als Mitarbeiter des Bischofs bis zu einem gewissen Grad an diesem Amt teil. Aber selbst dann, wenn sie als Synode versammelt sind, gelten sie nicht als „Richter in Glaubenssachen", und sie besitzen stets nur eine übertragene und kontrollierte Autorität, die gewissermaßen nur ein Widerschein, ein Echo ist. Vielleicht nehmen gleicherweise auch die Laien — freilich in noch entfernterem Maße — an dieser Lehrautorität des Bischofs teil; zum Beispiel im Patenamt 6), das allerdings heute keine praktische Bedeutung hat, oder im Amt des Katechisten, das doch eine wirkliche Einflußnahme gestattet, da es sich hier um eine Tätigkeit handelt, die vom Bischof bestätigt wird und in seinem Auftrag erfolgt.

In demselben Bereich dogmatischer Unterweisung gibt es aber auch eine wertmäßig *rein private* Betätigung. Diese kann sich zwar in aller Oeffentlichkeit vollziehen und findet vielleicht einen großen Widerhall; sie erfolgt aber nicht mehr von *Amtswegen*, kein hierarchisches Charisma steht für sie ein; sie geschieht „*ex spiritu*" (aus dem Hl. Geist); sie ist die Frucht einer Gnadengabe, einer Eingebung, einer Sendung ganz von innen 7). Solche Gaben, eine solche Sendung finden sich bei den christlichen Laien nicht selten, und zuweilen erwecken sie außergewöhnliches Aufsehen und sind von besonderer Fruchtbarkeit. Man findet genug Beispiele hierfür: bei den Heiligen, wie etwa die beiden hl. Theresen, bei Männern wie Pascal, bei

---

2) „Bin ich Katholik?" (Suis-je catholique?) S. 59.

3) Vgl. u. a. Comm. in Sent. lib. IV d. 6 q. 2 a. 2 9. 2 sol.; d. 19 q. 2 a. 2 9. 2 ad 4; S. Th. III q. 71 a. 4 ad 3.

4) „Ex officio praelationis vel ex auctoritate alicuius praelationem habent[is]" Comm. in Sent. lib. IV d. 19 q. 2 a. 2 ad 4; „praelationis officium habet doctrinam adiunctam" Contr. impugn. c. 2.

5) S. Th. III q. 67 a. 2 ad 1; comp. in Tit. c. 1 lect. 2.

6) Comm. in Sent. lib. IV d. 6 q. 2 a 2 9. 2 sol.

7) Man lese die schönen Worte des P. Clerissac über die Sendung und den Geist im Mysterium der Kirche („Le mystère de l'église") Kap. 7, Editions du Cerf.

christlichen Frauen wie die Bigard oder Pauline Jaricot, bei Dienern des Geistes wie Maritain oder Claudel. Wir sehen uns hier Gaben oder Eingebungen gegenüber, die vielleicht von Gott stammen, deren göttliche Herkunft jedoch verborgen und problematisch ist; sie ermangelt jener öffentlichen Garantie, die der Kirche als Ganzem zukommt und die von Gott der Gemeinschaft der Bischöfe als der Nachfolgerin des Apostelkollegiums verheißen wurde. Aus diesem Grunde haben diese Eingebungen, auch wenn sie von Gott herrühren, nicht aus sich Geltung, um dem Denken des Volkes Gottes als solchen Richtung zu weisen. Sie vermögen dem, der sie empfangen hat, und auch denen, die sie vom ursprünglichen Träger weiterempfangen, viel zu geben; sie sind aber nicht ohne weiteres eine kirchliche Vorschrift. Sie könnten es erst werden, wenn sie von der Hierarchie geprüft und sodann als mit dem Glaubensgut übereinstimmend und als dessen authentische Fortentwicklung bestätigt, oder wenn sie im praktischen Bereich als mit der Führung der Kirche durch den Heiligen Geist im Einklang stehend anerkannt würden. Lediglich die bischöfliche Hierarchie, geeint mit der ganzen Kirche und ihrem Mittelpunkt, stellt wirklich eine öffentliche Autorität dar, die eigentliche Verbindlichkeit für die Gemeinschaft besitzt als Maßstab für das Leben des Volkes Gottes in der Einheit der Wahrheit.

b) Im Bereiche der *wissenschaftlichen Gelehrtenarbeit* kann sich jeder Gläubige — Priester und Laie — äußern, der der Meinung ist, er habe etwas zu sagen, ohne daß er deswegen irgend eine Sendung „ex spiritu" empfangen zu haben braucht. Der Wert des Ergebnisses hängt von der Beweisführung, den Argumenten, kurz von der fachlichen Befähigung ab.

Es kann aber ein Gelehrter, dessen Sachkenntnis und Rechtgläubigkeit geprüft wurden, von der Kirche einen *Lehrauftrag* erhalten, jene „missio canonica", von der die Konstitution *„Deus scientiarum"* spricht, mit welcher die Kirche im Jahre 1931 den Unterricht an ihren Universitäten und Fakultäten neu ordnete 8). Die Lehrtätigkeit eines solchen Gelehrten, der auch Laie sein kann (man pflegt hier den freilich besonders gelagerten Fall Ward anzuführen), beschränkt sich völlig auf das wissenschaftliche Gebiet; sie hat den Wert, den die Bezeugung und die Beweisführung haben. Aber sie nimmt einen gewissen öffentlichen Charakter an und erfreut sich größerer Autorität; der Preis, der hierfür zu zahlen ist — und zugleich die Garantie — besteht verständlicherweise in einer gründlicheren Kontrolle ihrer Aeußerungen seitens der kirchlichen Autorität.

c) *Der Bereich der Glaubensverkündigung* wirft offensichtlich für die Tätigkeit des Laien die interessantesten Probleme auf. Er hat in der kirchlichen Tradition ein Statut und einen eigenen Namen. Als zu Beginn des 13. Jahrhunderts die Laienbewegungen, die sich auf „evangelische" Inspiration beriefen, aus dem Boden schossen, war die Kirche bestrebt, eine Klärung herbeizuführen und ihnen gegebenenfalls ein Statut zu geben. Aus der lautersten dieser Bewegungen, die Franz von Assisi eingeleitet hatte, formte sie einen Orden, der sich an das Vorbild der Predigerbrüder anlehnte. Den „Humiliaten", einer Art von Dritten Orden, der nicht aus einem großen Orden hervorgegangen war, gestattete Innozenz III. zu predigen, nicht zwar über das Dogma, wohl aber über Buße, Frömmigkeit und Andacht. Damals wurde die Unterscheidung zwischen der *„doctrina"* (Lehre) und der *„exhortatio"* (Ermahnung) getroffen 9). Das gleiche Wort „exhortatio" wird vom hl. Thomas wieder aufgenommen, wenn er vom Zeugnis des Laien spricht, das alle Gläubigen ablegen können, sogar die Frauen, denen der hl. Paulus eingeschärft

---

8) Vgl. Art. 21 5 und Art. 22; Tit. II a. 5 § 5 der beigefügten Studienordnung

9) Vgl. die Texte bei P. Mandonnet „Der hl. Dominikus, Idee, Mensch und Werk", vermehrt durch Anmerkungen und kritische Untersuchungen von M. H. Vicaire und D. Ladner (Saint Dominique, l'idée, l'homme, l'oeuvre, augm. de notes et d'études critiques) Desclée 1938 Bd. 2 S. 43 ff, 304, 306.

hatte, in der Kirche zu schweigen 10). Wir werden bald sehen, wie die Unterscheidung der beiden Bereiche, des öffentlichen und des privaten, auch auf die Verkündigung in der Form der Ermahnung (exhortatio) Anwendung finden kann. Der Uebersicht halber werden wir die Abschnitte numerieren:

1. Jeder Gläubige gehört auf Grund seiner Taufe zum Volk Gottes, zum königlichen und priesterlichen Volk, das ausgesondert und geweiht wurde, um für Gott vor der Welt Zeugnis abzulegen (1. Petr. 2, 9). Die Firmung hat insbesondere den Taufcharakter, die in der Taufe erhaltene Weihe, weiter entwickelt in dem Sinn, daß der Christ gefestigt und zu einem tätigen Glied der Gemeinschaft bestellt wird, sei es in der Kirche oder in der Welt 11). Jeder Laie kann somit kraft der Weihe, die Taufe und Firmung bedeuten, auf eigene Verantwortung das Zeugnis ablegen, zu dem er je nach den Umständen berufen ist. Man kann sogar sagen, daß er ein solches Zeugnis ablegen muß; denn es liegt auf der Hand, daß einem jeden Christen eine Verpflichtung zur Zeugnisleistung und zum Apostolat auferlegt ist, kraft Taufe und Firmung, durch die er für das Werk Gottes geweiht wurde. Diese Wahrheit ist in letzter Zeit klar herausgestellt worden 12).

Auf dieser Ebene ergibt sich das apostolische Wirken der Laien unmittelbar aus der Tatsache ihres Christseins; damit wird nur der Teil an Verantwortung anerkannt und unterstrichen, den jeder Getaufte als Glied der Kirche für ihr Leben, für ihre Aufgabe und ihr Wirken hat 13). Diese Verantwortung erhält der Gläubige nicht nach Art einer Sendung von seiten der Hierarchie, es sei denn in einem abgeschwächten Sinn und nur mittelbar auf Grund der Abhängigkeit, in der er sich in seinem gesamten christlichen Leben vom hierarchischen Lehramt und Priestertum befindet (vgl. oben). Mehr noch: der Gläubige übernimmt diese apostolische Verantwortung unter besonderen Bedingungen, die nur auf ihn und seine eigene Berufung zutreffen und die von der Vorsehung bestimmt sind: der Zeitpunkt unseres Eintritts in diese Welt, unser Vaterland, unsere Vorfahren, unsere Hilfsmittel, unser Stand und schließlich die vielfältigen Umstände unseres Lebensweges bestimmen unsere besondere und uns eigentümliche Verantwortung gegenüber der Kirche. Jeder von uns ist „in Christus Jesus für gute Werke geschaffen, die Gott im voraus bereitet hat, damit wir eifrig in ihnen wandeln" (Eph. 2, 10). Jeder von uns steht räumlich und zeitlich bestimmt in der Welt und ist damit in eine besondere „Lage" hineingestellt, durch die seine besondere christliche Verantwortung festgelegt ist. Wenn jeder einzelne Teil seine Teilfunktion erfüllt, ist das Programm des Ganzen gesichert. Jeder hat seinen Teil des Universums empfangen, um ihn in Christus zu „rekapitulieren".

2. Die Laien, die sich dieser Pflicht ganz besonders bewußt sind und durch diesen Geist beseelt werden, schließen sich von selber zusammen, um Möglichkeiten auszunützen, die einer Gemeinschaft zu Gebote stehen und die denen erheblich

---

10) S. th. 2 II q. 177 a. 2; III q. 55 a. 1 ad 3; q. 67 a. 4 ad 1: comm. in 1 Cor c. 11 lect. 2; c. 14 lect. 7; in Tim. c. 2 lect. 3; in Tit. c. 2 lect. 1; Quodl. XII a. 27 ad 2.

11) Diese Betrachtungsweise der Firmung erfordert eine besondere Rechtfertigung und Begründung, auf die ich aber hier nicht eingehen kann.

12) Vgl. die Weisungen der Kardinäle und Erzbischöfe vom März 1946 in der „Documentation Catholique" Juli 1946 Sp. 742. Desgleichen hat man häufig auf die Verbindung hingewiesen, die zwischen der Katholischen Aktion und dem Sakrament der Firmung besteht: so des öfteren Pius XI.; vgl. P. Bayart „Die spezialisierte Katholische Aktion" (L'Action Catholique spécialisée) S. 112—113; Guerry „Die Katholische Aktion" (L'Action Catholique) S. 58—59; vgl. Umberg S. J. „Der Ritterschlag zur Katholischen Aktion", Innsbruck 1931.

13) Das schöne Wort von John Wesley gilt für jeden Christen, eben auf Grund seines Christentums: „I look upon the whole world as my parish" (Ich betrachte die ganze Welt als meine Pfarrei).

überlegen sind, die ein einzelner Mensch einzusetzen vermag. Dies gilt insbesondere dann, wenn es sich darum handelt, unter Anleitung eines Priesters eine den Verhältnissen angepaßte Lehre und Arbeitsweise zu finden und unter seiner Führung den Halt und die Ausbildung zu erhalten, wie sie für eine apostolische Wirksamkeit, die Erfolg haben soll, notwendig sind. Ganz spontan entstanden im Rahmen der Pfarrei oder unabhängig von ihr Gruppen, die Ausbildung und Hilfeleistung in christlichem Sinn anstrebten und dabei auf Apostolat oder Zeugnis eingestellt waren. Aber solche Gruppen traten, wenn man so sagen kann, nicht aus der privatrechtlichen Sphäre heraus, und noch heutzutage haben manche den Wunsch, sich auf dieser Ebene der privaten Initiative und des privaten Rechts zusammenzuschließen oder auf ihr zu verharren.

Offensichtlich gilt all das, was wir weiter oben über die besondere Aufgabe und Verantwortung des Laien sagten, die sich bei einem jeden nach dem Platz richtet, den er in der Welt einnimmt, auch auf der Ebene einer Organisierung aus eigenem Antrieb.

3. Diese Organisierung der Initiative und des Wirkens der Laien ist durch die kirchliche Hierarchie wieder aufgenommen worden, die ihr zugleich mit einem klareren Aufbau eine amtliche Weihe verleiht. Der einzelne Angehörige des Volkes Gottes ist aufgerufen, in einem Verbande, der öffentlich rechtliche Geltung besitzt, aktiv tätig zu werden. Das Laienapostolat ist von der privaten auf die öffentliche Ebene übertragen; es wird im eigentlichen Sinne zur Katholischen Aktion 14). Wie wir schon weiter oben ausführten, ist die Sendung, die auf diese Weise von der Hierarchie ausgeht, nicht so genau festgelegt wie beispielsweise der Auftrag, den der Bischof dem Pfarrer erteilt; sie geht im allgemeinen nicht an den Einzelnen, sondern an die Bewegung in ihrer Gesamtheit 15). In gewissen Fällen kann jedoch der Laie mit einer wirklichen kanonischen „missio" betraut werden, die im Bereiche der apostolischen Ermahnung (exhortatio) der missio entspricht, mit der die Kirche die Theologieprofessoren hinsichtlich ihrer Lehrtätigkeit betraut 16).

Die Katholische Aktion ist somit das Apostolat der Laien, sie ist die dem Laien eigene Teilnahme an der Verantwortung der Kirche gegenüber der Welt; über eine rein private Initiative hinaus, selbst wenn diese bereits mehr oder weniger gemeinschaftlich oder organisiert sein sollte, empfangen die Laien eine Weihe von seiten

---

14) Die Päpste haben häufig die Katholische Aktion von dieser Sicht her dargestellt; vgl. z. B. Pius X. in der Enzyklika „Il fermo proposito" vom 11. 6. 1905 über die italienische Katholische Aktion; Pius XI. in der Enzyklika „Ubi arcano" vom 23. 12. 1922, in der Enzyklika gegen den Faschismus „Non abbiamo bisogno" vom 19. 6. 1931 usf. Ebenso haben die Päpste Wert auf die Feststellung gelegt, daß die Katholische Aktion in der Kirche immer bestanden hat. Vgl. in diesem Sinne Pius XI. in der Sammlung päpstlicher Dokumente, die von der „Documentation catholique" unter dem Titel „L'Action Catholique" veröffentlicht wurde: 1933 S. 45, 54, 61—63, 103—104, 181.

15) „Der Auftrag ist der Bewegung erteilt..." Weisungen der Versammlung der Kardinäle und Erzbischöfe vom März 1946 in „Documentation catholique" vom 21. 7. 1946, Spalte 743.

16) In Berlin haben während des Krieges 1939—1945 800 Laien, junge Leute und vor allem junge Mädchen, von denen mehrere ein vollständiges theologisches Studium hinter sich hatten, die „missio canonica" erhalten. Man muß sich fragen, ob man nicht in der gegenwärtigen Katholischen Aktion über den Bereich der exhortatio hinausgeht. In der Bewegung „pro civitate christiana", deren Zentrale in Assisi ist, der Laiensektion der „Gesellschaft vom hl. Paulus", halten die Laien regelrechte religiöse Ansprachen, nicht zwar in den Kirchen, aber in verschiedenen Versammlungsräumen. Es handelt sich hier nicht mehr um Zeugnis und Ermahnung, sondern um wirkliche religiöse Belehrung, vor allem zur Verteidigung des Glaubens. Dasselbe hatte sich schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts zu Gunsten der katholischen Armen und einer Gruppe von Waldensern ereignet: vgl. Mandonnet-Vicaire-Ladner a. a. O. Bd. 2 S. 304, 305 n. 26.

der apostolischen Autorität, der Bischöfe, und treten somit als *die Kirche selbst* in Erscheinung und nicht mehr bloß als dieses oder jenes Glied *in der Kirche!* Damit tritt zum *Geist* die *Sendung* hinzu.

Zu diesem gemeinsamen Werk, das, wie gesagt, im eigentlichen Sinn das Werk der Kirche ist, lädt die *Katholische Aktion* den Laienstand ein; sie erfaßt ihn deshalb sowohl in seinen noch nicht miteinander in Verbindung stehenden Gliedern, wie auch im Zustand von örtlich begrenzten privaten Organisationen, die aus eigenem Antrieb entstanden waren. Sie „organisiert" ihn und ermöglicht den derart entstandenen Organisationen eine amtliche, öffentliche Beteiligung am Wirken der Kirche als Gemeinwesen 17). Sie erhebt die Bewegungen oder Gruppen, in denen die Laien sich gefunden hatten, aus dem Bereich der Privatinitiative *in der Kirche*, in den Bereich von Handlungen *der Kirche* selbst. Hierdurch entzieht sie die Laien übrigens nicht dem besonderen Tätigkeitsgebiet, das ihrem Stande und ihrem Beruf entspricht: sie macht nicht etwa aus den Laien eine Art von Priestern in Zivil, die eben nur keine Messe lesen können; sie beläßt sie in ihren Aufgaben als Laien, in ihrer Verantwortlichkeit als Laien, wie sie sich im Grenzbereich zwischen christlicher Gemeinde und profaner Welt ergeben. Und das eben ist ihre Sendung: die profane Welt für das Christentum zu gewinnen 18).

Diese in der Sendung der Kirche einbeschlossene Forderung, in die profane Welt einzutauchen, sie an sich zu ziehen und sie zu heiligen, macht eine „Aktion" notwendig, die sich in zwei Richtungen auswirken und entwickeln kann — Richtungen, die einander übrigens in keiner Weise zuwiderlaufen, sondern sich ergänzen und zwei durchaus verschiedenen Berufungen und Arbeitsmethoden entsprechen. Man könnte sie als Streben nach Verchristlichung oder die „christliche Linie" und als Bekehrungsarbeit oder die „kirchliche Linie" charakterisieren. (Congar hat hier schwer übersetzbare Formulierungen und spricht von "effort de christianisation" bzw. "ligne de chrétienté" einerseits und von "effort d'évangélisation" bzw. "ligne d'Eglise" andererseits. Wir brauchen sie nicht näher zu erläutern, da sich ihr Sinn aus dem Folgenden ergibt. Red. d. Dok.)

1. Die Linie „Christenheit": Es ist eines der Ziele der Katholischen Aktion, christliche Institutionen wieder aufzubauen, dem Christentum innerhalb der weltlichen Gesellschaftsordnung seinen Ausdruck und seine Einflußorgane zu sichern, mit andern Worten: soweit als möglich durch friedliche Verbreitung festbegründeter Anschauungen und Ueberzeugungen das soziale Reich Jesu Christi aufzurichten. Die Päpste haben diesen Punkt bei zahllosen Anlässen hervorgehoben 19). Immer wieder erklärten sie, die Katholische Aktion werde der Erneuerung der Familie und der Gesellschaft dienen durch Heranbildung guter, tüchtiger Bürger 20).

---

17) Daher gehört die Katholische Aktion, selbst wenn sie sich innerhalb der Pfarrei organisiert, ihrem Wesen nach zur Diözese. Die Frage der Ueberschneidung ist heikel; es handelt sich hierbei nicht nur um die Ueberschneidung zwischen einer Gruppierung, die ihrer Natur nach über die Pfarrei hinausgeht, mit den Interessen der letzteren, sondern auch um die Ueberschneidung zweier Zuständigkeitsbereiche: des territorialen des Pfarrers und des persönlichen des Leiters der Katholischen Aktion in der Diözese, der unmittelbar dem Bischof unterstellt ist. Die Katholische Aktion scheint zur Bildung von Zuständigkeitsbereichen führen zu müssen, die in gewisser Hinsicht über die territoriale Zuständigkeit, selbst die bischöfliche, hinwegschreiten.

18) Vgl. die Weisungen der Kardinäle und Erzbischöfe vom März 1946: „Die Mitglieder der Gliederungen der Katholischen Aktion sind keine Laienpriester. Sie haben ihre besondere und überaus wichtige Sendung in der Kirche zu erfüllen..." „Documentation Catholique" Sp. 741—743.

19) Vgl. die durch die „Documentation Catholique" herausgegebene Sammlung S. 37, 40, 64, 218 usf., sowie die Weisungen der Kardinäle und Erzbischöfe in der „Documentation Catholique" vom 21. 7. 1946, Sp. 741—742.

20) Vgl. die durch die „Documentation Catholique" herausgegebene Sammlung S. 47—49, 116—117, 385, und die Enzyklika „Casti connubii" in den AAS 1930 S. 581.

Die Institutionen waren einst christlich, weil es so Wille und Bestreben der Fürsten war, die ja ihr Herrschertum selber als ein christliches Amt auffaßten. Ein Justinian, ein Karl der Große, ein Ludwig IX. ordneten das Leben der christlichen Gesellschaft in Einklang mit dem Evangelium (d. h. sie hatten doch wenigstens den Willen dazu, entsprechend den Auffassungen ihrer Zeit). Als die Monarchien abgelöst würden oder aufhörten, christlich zu sein, wandte sich die Kirche eine Zeit lang politischen Verbänden oder katholischen Parteien zu. In Frankreich erreichte man in dieser Richtung nie etwas Brauchbares. Heute ist sich die Kirche darüber im klaren, daß sie sich — vielleicht für immer — einer gemischten, laisierten und zum großen Teil heidnisch gewordenen Welt gegenübersieht. In gewisser Hinsicht hat sie sich auf diese Lage eingestellt und ihre Folgerungen gezogen. Ein bewußtes und organisiertes Arbeiten der Katholiken, nicht mit Mitteln zeitlicher Macht, sondern aus der erleuchteten und starken Ueberzeugung des Gewissens heraus scheint ihr der beste Weg zu sein, um noch einen gewissen christlichen Einfluß in der menschlichen Gesellschaft ausüben zu können.

Das ist eines der Ziele der Katholischen Aktion, der Aktion des Laienstandes als Organ der Kirche. Es ist klar, daß — je mehr die Katholische Aktion auf dieser Linie der Verchristlichung arbeitet — ihr Gesicht mehr und mehr von der Laienschaft geprägt werden wird 21).

2. *Die Linie „Kirche":* Die Katholische Aktion hat jedoch noch einen zweiten Aspekt, dem ich persönlich, ohne deshalb den vorher erwähnten gering zu schätzen oder zu vernachlässigen, instinktiv eine größere Bedeutung beimessen möchte: ich meine ihre Teilnahme am Apostolat der eigentlichen Bekehrungsarbeit. Diese Sicht ergänzt die erste. Selbst wenn die „Christliche Arbeiterjugend" (J. O. C.) allen Nachdruck darauf legt, eine große Bewegung ins Leben zu rufen, mit bestem ideellen und organisatorischen Unterbau, so spornt sie doch zugleich auch ihre Mitglieder zum Wirken von Mensch zu Mensch an, legt ihnen nahe, in selbstloser Hingabe zu arbeiten und die Flamme des Glaubens gleichsam von Hand zu Hand weiterzureichen, so wie es uns das Evangelium an vielen Beispielen zeigt 22).

Die Arbeit auf der Linie „Christenheit" ist Gemeinschaftsarbeit mit dem Streben nach möglichst breitem, praktisch also internationalem Ansatz. Die Arbeit auf der Linie „Kirche" dagegen hat mehr religiösen und individuellen Charakter, spielt sich im Rahmen der Gemeinde und der Pfarrei ab und nährt sich aus den Kraftquellen, die die Pfarrei dem einzelnen Gläubigen erschließen kann. Beide Richtungen sind echte Formen der einen Katholischen Aktion. Man sollte sie nicht gegeneinander ausspielen, denn sie ergänzen einander. Jede von ihnen entspricht einem wirklichen Bedürfnis, zuweilen auch den verschiedenartigen persönlichen Berufungen und Anlagen, die es zu achten gilt, und je nach Lage der Dinge wird die eine vor der andern den Vorrang haben — zumindest was ihre Dringlichkeit und, wenn man hier ein solches Wort gebrauchen kann, die Taktik des Apostolats angeht. Die Priester, denen es um eine wirksame apostolische Tätigkeit in einer entchristlichten und zuweilen entmenschlichten Welt der Arbeit zu tun ist, werden sicherlich geneigt sein, dem Werke der Wiederverchristlichung des Milieus sehr große Bedeutung beizumessen. Mit genialer, charismatischer Intuition hat der Domherr Cardijn dies erkannt und in der gesamten Kirche Verständnis dafür zu wecken vermocht, daß die zweite Form, nämlich die apostolische Einzelarbeit, nicht den besonderen Erfordernissen entspricht, die das christliche Leben in der Welt der Arbeit stellt. Dort trifft das priesterliche Wirken auf Gegebenheiten, die in etwa technischer Natur sind. Kürzlich formulierte dies ein Artikel des „Masses ouvrières" (vom März 1946) also: „Der Pfarrer von Ars selbst könnte heute kommen, und auch er würde seine Pfarrei nicht bekehren, wenn er sich

21) Vgl. die Erklärung der Kardinäle und Erzbischöfe vom März 1936.

22) Z. B. bei der Berufung der Apostel; vgl. Joh. 1, 35—51, oder beim persönlichen Wirken des Herrn, etwa bei der Episode mit der Samariterin (Joh. 4).

nicht zuerst einmal mit Genauigkeit, Wirklichkeitssinn und einem Blick für das, was nottut und helfen kann, um diese technischen Voraussetzungen des Problems kümmerte."

Es ist klar, daß man auf jedem der beiden großen Arbeitsfelder der Katholischen Aktion bei einseitiger Uebertreibung sowohl auf dem rechten wie auf dem linken Flügel auf Grenzen stößt, jenseits derer der eigentliche Bereich der Katholischen Aktion aufhört. So täte man einerseits, wenn man sich zu sehr mit der Technik und der Tätigkeit auf weltlichem Gebiet befaßte, keine Verchristlichungsarbeit mehr — höchstens in einer ganz mittelbaren Form —, sondern nur noch wirtschaftliche, soziale, staatsbürgerliche oder politische Arbeit. Und andererseits: wollte man sich zu sehr einer rein geistigen Erbauung und einem nur individuellen und privaten Arbeiten widmen, ginge der Charakter der Oeffentlichkeit, der Organisation, der Sendung durch die Hierarchie verloren, der doch für die Katholische Aktion wesentlich ist. In beiden Fällen, auf die übrigens ganz ausdrücklich in den Dokumenten des Heiligen Stuhls verwiesen wird, hätte man es mit Hilfsorganisationen oder Hilfswerken der Katholischen Aktion zu tun, die jedoch nicht zu ihrem inneren Bereich gehörten 23).

Vielleicht haftet dem Begriff der Katholischen Aktion zuweilen eine gewisse Mehrdeutigkeit an 24); das wirkt sich dahin aus, daß es immer wieder zu „Auseinandersetzungen" kommt, daß in den Kreisen der Katholischen Aktion immer wieder das Bedürfnis durchbricht, in endlosen Disputationen zu klären, was sie denn nun sei und was nicht, was zu ihr gehöre und was nicht.

Diese Mehrdeutigkeit kommt sicherlich einesteils daher, daß die Katholische Aktion, als Pius XI. sie ins Leben rief oder zumindest mit neuem Leben erfüllte, schon eine empirische Wirklichkeit darstellte: praktisch war sie nur ein Wiederaufgreifen, eine straffere und zentralere Erfassung, ein höchst wirksames Entfachen eines schon Vorhandenen, das insbesondere bereits in Gestalt von kirchlichen Vereinen und Jugendverbänden bestand. Aber dann kamen die Theologen, die Leiter der Jugendverbände usw. und wollten diese konkrete Erscheinung in ein System bringen und sie theoretisch festlegen. Dabei griffen sie auf schon mehr oder weniger ausgearbeitete Begriffe zurück, die schon bei anderen Problemstellungen gebraucht worden waren, besonders auf den Begriff der „Sendung", ein Wort, das sich — wenn auch nur spärlich — in manchen amtlichen Dokumenten des Heiligen Stuhles oder des Episkopates fand 25).

Auf diese Weise sah sich die Katholische Aktion, die zunächst jene Wirklichkeit ist, die wir oben (unter Nr. 2) gekennzeichnet haben, dann aber von der Hierarchie verantwortlich übernommen und durch sie auf die Ebene kirchlicher Betätigung als solcher erhoben, schließlich durch sie organisiert und angespornt wird, diese Katholische Aktion, sage ich, sah sich gewissermaßen zwischen zwei Polen hin- und hergerissen. Nun kommen die einen und beuten den Aspekt aus, wonach die Katholische Aktion amtliche Bestätigung eines vorgegebenen, auf privatem Rechtstitel beruhenden

---

23) Vgl. in der von der „Documentation Catholique" herausgegebenen Sammlung: Ueber die Werke und die Vereinigungen, die lediglich der persönlichen Erbauung dienen, S. 48, 227, 388 und 394. Ueber die wirtschaftlichen oder sozialen Vereinigungen S. 57—58 und 389. Vgl. die Erklärung der Kardinäle und Erzbischöfe Sp. 741—42.

24) Zuweilen scheint die Katholische Aktion das gesamte christliche Leben zu umfassen, insoweit es aktiver Natur ist; zuweilen erscheint sie nur als eine spezielle Angelegenheit. Zuweilen sind alle dazu berufen, und zuweilen handelt es sich nur um die Elite der Gläubigen, die eine besondere Berufung haben. Manchmal heißt es vom Klerus, daß ihm nur eine erzieherische Aufgabe zukomme, und manchmal wird ihm eine leitende Rolle zugesprochen . . .

25) So etwa, ohne daß man das Wort notwendig im strengen und juristischen Sinne zu nehmen hätte, in dem Brief des Kardinals Gaspari an Kardinal Hlond vom 10. 4. 1929 (Sammlung der „Documentation Catholique" S. 218). Vgl. die Erklärung der französischen Kardinäle und Erzbischöfe Sp. 743.

Laienapostolates ist, das tatsächlich auch vor dieser Bestätigung im Leben der Kirche bestanden hat und das in der Pflicht und dem Recht eines jeglichen Christen wurzelt, auf Grund seiner Taufe und seines Glaubens Zeugnis abzulegen und sein Licht leuchten zu lassen; diese Seite zu forcieren, sind die Laien unwillkürlich geneigt. Die andern beuten den Aspekt aus, wonach die Katholische Aktion ein Wirken der Kirche als solcher ist, das nur durch ein entscheidendes Eingreifen der Hierarchie diese Eigenschaft erlangen konnte und eben deshalb unter ihrer Kontrolle und Leitung steht. Nun kann man nicht sagen, die Hierarchie selber begünstige eine solche Tendenz, denn sie war eher zurückhaltend und hat insbesondere in ihrer jüngsten Verlautbarung, die von den Kardinälen und Erzbischöfen Frankreichs ausging, eine Sicht der Dinge vertreten, die die Laienmitglieder der Katholischen Aktion vollauf zufrieden stellen müßte 26).

Man darf jedoch den Punkt nicht übersehen, wo der „Geist" seine „Sendung" empfängt, amtlich darin bestätigt wird und sich auf diese Weise in eine öffentliche Rechtsordnung eingliedert, in den sozialen Rahmen des Volkes Gottes. Hier ist der Ort, wo die apostolische Sendung, die sich unmittelbar aus dem Wesen der Taufe und der Firmung herleitet, ein „Mandat" erhält, gewissermaßen „eingeordnet" wird und sich auf diese Weise in eine apostolische Tätigkeit *der Kirche* verwandelt, der Kirche, die nun nicht mehr bloß als Familie, sondern auch als öffentlich-rechtliches Gemeinwesen betrachtet wird. Freilich ist es nicht so, daß die apostolische „Sendung" des Laienstandes ausschließlich und unmittelbar auf die Hierarchie, also auf dieses kirchenrechtliche „Mandat" zurückginge. Die wohlbekannte Definition der Katholischen Aktion als einer „Teilnahme der Laien am hierarchischen Apostolat" darf nicht so ausgelegt werden 27), aber die zunächst einmal innerliche und private Sendung, die im übernatürlichen Leben und dessen persönlichen Elementen ihren Ursprung hat, paßt sich völlig der apostolischen Sendung der Kirche an, fügt sich in sie ein und erhält ihre Weihe und Richtung durch die apostolische Gemeinschaft, die in der Gemeinschaft der Bischöfe lebendig ist.

* * *

Obwohl ich mir durchaus bewußt bin, daß ich ein Thema nur gerade gestreift habe, auf das ich gewiß eines Tages zurückkommen werde, muß ich doch zum Schluß kommen.

Der Ursprung der Kirche leitet sich her aus dem Tätigwerden von Energien, die aus der unumschränkten Macht Jesu Christi, des Königs, Priesters und Propheten hervorgehen. Diese Wirkkräfte, die von Christus stammen und das Gottesvolk in der Kirche geformt und bereitet haben, leben weiter in der apostolischen Gemeinschaft und den hierarchischen Befugnissen, die die Aemter der Apostel als Lehrer, Priester und geistliche Leiter fortführen.

Das Volk Gottes als Gesamt läßt das übernatürliche Leben, das es auf diese Weise

---

26) a. a. O.

27) „Unter hirarchischem Apostolat versteht man jenes Apostolat, das ursprünglich aus dem Herzen, dem Leben und den Händen Jesu Christi hervorging und das die Generationen hindurch durch räumliche und zeitliche Ausweitung des Apostelkollegs im Episkopat fortdauert." Pius XI. an die Giunta der Römischen Diözese am 19. 4. 1931 (Sammlung der „Documentation Catholique" S. 310.). Diese Formulierung bedeutet nicht, daß sich die ganze Substanz des Laienapostolats aus einer Art Zugeständnis und Uebermittlung herleitete, die ihm die Hirarchie von ihrer apostolischen Sendung zukommen ließe; sie bedeutet zugleich religiöses und christliches Apostolat im eigentlichen Sinne, eben das gleiche Apostolat, welches das der Zwölf fortsetzt und den Gegenstand der eigentlichen und entscheidenden Sendung der Kirche ausmacht. Vgl. Sammlung der „Documentation Catholique" S. 234 Anm. und S. 314. Vgl. P. Bayart: „Die spezialisierte Katholische Aktion" (L'Action Catholique spécialisée) 1935 S. 96—98 und S. 105.

empfängt, Gestalt werden. Der Leib Christi ist in seiner Gesamtheit königlich, prophetisch und priesterlich. Auf dieser Ebene des übernatürlichen Lebens ist der ganze Leib tätig, sind alle Gläubigen tätig in der dreifachen Ausprägung von Kult, äußerem Wirken in die Welt hinein und Zeugnis, so und in dem Sinne, den wir klar zu stellen suchten.

Das derart empfangene Leben ist nicht eines, das sich erschöpfte im Privaten, rein Individuellen: es ist ein Leben auf der Ebene der Gesamtkirche, Leben der Kirche selbst, das also das Volk Gottes nur als ganzes führen kann. Die Hierarchie, das heißt die Gemeinschaft der Bischöfe, die den Ausweis der Einheit in sich selber trägt, ist für das Volk Gottes die Norm für das Leben mit der Kirche.

Die beiden Gesichtspunkte, die wir unterschieden haben, widersprechen sich also nicht. Es gibt in der Kirche den einen Aspekt der hierarchischen Vermittlung, der äußeren Gestalt, der Einrichtungen einer sichtbaren Gemeinschaft, und es gibt den andern der Unmittelbarkeit, des Gnadenlebens der Person, dessen Quellen in uns selber sind. Aber diese zweite Wirklichkeit empfängt ihre Kraft nur aus der ersten, die nur zu ihrem Dienste da ist, etwa, wie die Aehre nur durch den Halm ernährt wird und dieser hinwieder nur für sie da ist. Einmal aber werden nur noch Aehren sein, und wir alle werden Gottes Weizen sein in dem Maße, wie wir von Ihm die Kraft und den Saft des Lebens empfingen und willig und gut aufnahmen.

Norwegens Christen im Kampf

Ein dokumentarischer Bericht

Von Albert Friedrich

Die folgende geschichtliche Darstellung des schweren Kampfes, den die Protestanten Norwegens unter der Führung ihrer Bischöfe in der Zeit des Quisling-Regimes zu bestehen hatten, ist der katholischen Wiener Wochenzeitung „Die Furche" (vom 31. 10. 1947) entnommen. Das Blatt bemerkt einleitend: „Der Verlauf dieses heroischen Ringens mit einer gewalttätigen, diktatorischen Staatsmacht, der bisher in weiten Kreisen der festländischen Oeffentlichkeit fast unbekannt geblieben ist, stellt eine Epopöe christlichen Bekennermutes dar, die immer denkwürdig sein wird."

In der Nacht vom 9. zum 10. April 1940 drang die deutsche Flotte in die norwegischen Häfen ein. Unter ihren Mannschaften mochte mancher gewesen sein, der während der Zeit nach dem ersten Weltkrieg — vielleicht durch einen von Dekan Fjellbu organisierten Kindertransport — in Norwegen geweilt und auch noch in späteren Jahren bei seinen norwegischen Pflegeeltern gastliche Aufnahme gefunden hatte. Kaum jemand mag die plötzliche Besetzung des Landes schockartiger empfunden haben, als diese „Deutschenfreunde" unter den Norwegern — unter ihnen der Bischof von Oslo, Eivind Berggrav, Vertreter eines maßvollen Liberalismus und überzeugter Kriegsgegner.

Wie groß sein Ansehen war, mag man daraus ersehen, daß sich an ihn — nach dem Versagen der „provisorischen Regierung" — der Vertreter des Reiches wandte und ihn zur Bildung eines „administrativen Rates" aufforderte, wozu sich Berggrav zwar nicht hergab, dem er aber auch nicht verständnislos gegenüberstand. Jedoch die Ereignisse überstürzten sich: der Hochkommissar des Reiches, Terboven, verkündigte die Absetzung des Königs und der in London befindlichen Regierung, die Auflösung der bestehenden Parteien und das Verbot von Neugründungen; nur die Quisling-Partei „Nasjonal Samling" (NS) wurde anerkannt und ihr am 25. September 1940 die ganze Autorität und Macht übertragen. Das Kommissariat für kirchliche Angelegenheiten, das auch den öffentl. Unterricht mitumfaßte, wurde einem Mitglied der NS, Prof. R. Skancke, übertragen.

Wie in einer automatischen Abwehrbewegung schlossen sich die verschiedenen christlichen Strömungen zusammen; bereits am 25. Oktober wurde der „Rat der christlichen Zusammenarbeit für eine norwegische Kirche" gegründet; ein Appell an das christliche Volk von Norwegen war von den sieben Bischöfen und zehn der markantesten Vertreter der verschiedensten kirchlichen Kreise gezeichnet. Was wenige Monate vorher undenkbar gewesen wäre, war plötzlich Wirklichkeit geworden. Vorher schon hatte sich eine Anzahl von Pfarrern geweigert, die durch die Regierung verfügten Aenderungen im Kirchengebet anzuerkennen, durch welche alles, was den König, sein Haus, den Obersten Rat und das Parlament betraf, ausgeschieden wurde. Nun verfügte die neue Regierung die Aufhebung des Beichtgeheimnisses und verbot die Tätigkeit der Oxfordbewegung. Diese Maßnahmen veranlaßten den Episkopat zu einem Memorandum an den Minister Skancke (15. Januar 1941), in dem es unter anderem heißt:

„Im zweiten Abschnitt des ‚Credo' anerkennen die Christen Jesus Christus als ihren Herrn, und zwar vollständig und unwiderruflich. Für die Kirche steht dieses Gebot, Christus zu gehorchen, vor allem anderen fest. Die politische und administrative Organisation des Staates berührt uns nicht als solche. Nur wenn sie an unsere Gehorsamspflicht Christus gegenüber rührt, sehen wir uns gezwungen, unsere Haltung zu definieren. Wenn nun die Obrigkeit, welche dem Gemeinschaftsleben vorsteht, erlaubt, daß gewalttätige und unerlaubte Handlungen begangen werden und daß ein Druck auf die Seelen ausgeübt wird, dann muß die Kirche sich erheben, um das menschliche Gewissen zu schützen; denn die Seele des Menschen ist mehr wert als die ganze Erde . . . In der Erfüllung der göttlichen Mission, die uns anvertraut worden ist, fordern wir diejenigen, die uns beherrschen, auf, allem ein Ende zu bereiten, was gegen die heiligen Weisungen Gottes auf dem Gebiet der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Gewissensfreiheit und der Güte verstößt, und wir fordern sie auf, den Staat auf dem Gebot Gottes aufzurichten!" *)

Anstatt die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen (in dem Memorandum waren zahlreiche Uebergriffe staatlicher Stellen, insbesondere der „Hirden", der norwegischen Hitlerjugend, angeführt worden), warnte Minister Skancke die Bischöfe vor unüberlegten Schritten und teilte ihnen mit, daß weitere Verlautbarungen dieser Art ernsteste Folgen haben würden. Hierauf redigierten die Bischöfe einen Hirtenbrief, dessen Verlesung zwar von der Polizei verboten, der aber durch Abschriften in ganz Norwegen verbreitet und gelesen wurde. Von nun an wurden die Gottesdienste in den Kirchen und Evangelisationssälen der Kontrolle der Polizei und der Organisation der „Hirden" unterstellt. Gleichzeitig wurde durch den neuernannten Konsistorialpräsidenten Sigmund Feyling der Versuch gemacht, eine Gegenbewegung ins Leben zu rufen unter dem Wahlspruch „Für Gott, Quisling und die Heimat". Von 1139 Pfarrern schlossen sich ihr nicht mehr als zwanzig an. Nun begann auch das christliche Volk von Norwegen zu reagieren und boykottierte diejenigen Pfarrer, die sich der NS angeschlossen hatten. Erklärte doch einer dieser Pfarrer, daß die Kirche Norwegens die Pflicht habe, Vidkun Quisling ihren Dank auszusprechen, da dieser „ein Schild Jesu Christi" geworden und es ihm zu verdanken sei, daß die Lehre der „neuen Zeit" in Norwegen gelehrt werden könne, Gott und die Zukunft stünden auf seiner Seite . . . Der mißglückte Festgottesdienst zu Ehren der „Machtübernahme" durch Quisling, der vom einfachen Major zum „Ministerpräsidenten" avanciert war und die mannhafte Predigt Dekan Fjellbus, die so gar nicht der Bedeutung des Tages angemessen war, schufen eine weitere Verschärfung der Gegensätze. Trotz des Protestes des Bischofskollegiums wurde Dekan Fjellbu verhaftet, worauf Bischof Berggrav abdankte. Eine Solidaritätskundgebung von seltener Einmütigkeit war die Antwort: sämtliche Bischöfe, die Dekane der Kathedralen, der Bischof der römisch-katholischen Kirche und die Synode der freien lutherischen Kirche bildeten eine Einheitsfront, die alle religiösen Bekenntnisse umfaßte — mit Ausnahme der 40 000 Seelen der NS-Partei.

*) Zitiert nach dem Buche „Die Kirche lebt und ergibt sich nicht", von J. G. H. Hoffmann, das sich auf die in der schwedischen Presse 1940 bis 1942 erschienenen Informationen stützt; der Text der Dokumente fußt auf den Angaben des „Oekomenischen Presse- und Nachrichtendienstes".

Hieraut wurden — eine unerhörte Maßnahme in der Geschichte Norwegens — sämtliche Bischöfe abgesetzt, mit Ausnahme eines einzigen, dessen Demission die Regierung annahm. Von 1139 Pfarrern verlasen 1100 die Protestnote der Bischöfe gegen diese Verfügung. Gleichzeitig begann ein maßlos scharfer Feldzug gegen die Lehrer, die sich mit den Geistlichen solidarisch erklärt hatten. Die Regierung sah sich vor eine mehr als schwierige Situation gestellt, und Bischof Berggrav wurde ersucht, vor dem Präsidenten Quisling, der im Schloß von Oslo residierte, zu erscheinen. Diese Unterredung beschloß das Staatsoberhaupt mit den Worten: „Dreifacher Verräter, Sie verdienen es, gehängt zu werden!" Worauf ihm Berggrav antwortete: „Bitte, ich stehe zu Ihrer Verfügung". In einem Dokument von größter Entschiedenheit, „Die Grundlagen der Kirche, ein Bekenntnis und eine Erklärung", legten Bischöfe und Pfarrer noch einmal ihren Standpunkt dar, erklärten, daß sie keinerlei Gehalt und Befehl mehr vom Ministerium entgegennehmen würden — und demissionierten.

Wie weit sich Quisling in Denkart und Ton seinen Auftraggebern genähert hatte, möge seine Erklärung dartun, die er als Antwort an die Presse gab:

„Die politisierenden Geistlichen und Bischöfe haben einen Religionskampf vorgeschützt, der nur im Gedankengang des Herrn Berggrav existiert. Dieser Intrigant will einen Glaubenskampf organisieren, der gar kein Fundament hat . . . Es ist mein Vorsatz, die Kirche Norwegens von solchen Menschen zu reinigen; denn diese Schädlinge und Verbrecher stehen im Dienste von London und Moskau . . . Durch ihr Betragen zwingen sie uns, sie zu vernichten; und jene, die mit ihnen gehen, müssen erwarten, mit ihnen zu fallen".

Am 9. April, dem zweiten Jahrestag der Invasion, wurden Berggrav und andere führende Geistliche verhaftet. Man brachte sie ins Konzentrationslager von Bredtfeld bei Oslo, wo sie der „Obhut der Hirden" übergeben wurden. Telegraphisch wurden sämtliche Pfarrer Norwegens aufgefordert, sich innerhalb von zwei Tagen für die Wiederaufnahme ihres Amtes zu entscheiden. Anderenfalls würden sie revolutionärer Umtriebe schuldig erklärt und ohne Anspruch auf Besoldung oder Pension entlassen. Im Zeitraum von vierzehn Tagen hätten die Widerstrebenden ihre Pfarrhäuser und Amtsbezirke zu verlassen. Von 1100 Pfarrern haben sich 2 der Drohung der Regierung gebeugt. Die Niederlage der Regierung war eine vollständige; Verhandlungen mit einer „Vermittlungskommission" scheiterten, und auf verantwortungsvollste Posten wurden gänzlich unzulängliche Männer berufen. Pfarrer Feyling, als Sprecher seines Chefs, erklärte Quisling zum Oberhaupt der norwegischen Kirche, — und schließlich könne das Christentum auch ohne Kirche bestehen.

Auf den dringenden Rat der Besatzungsmacht wurden erneut Verhandlungen mit der Kirche aufgenommen, die aber sehr bald an der Forderung scheiterten, unverzüglich Bischof Berggrav in Freiheit zu setzen. Als Antwort — wieder scharfe Repressalien: Verhaftungen und Vertreibungen, die bis zur plötzlichen Deutschlandreise Quislings dauerten. Nach dieser Reise erging an alle Propagandabeauftragten der Regierung plötzlich das Verbot, „ von heute an sowohl in Wort als in Schrift die Fragen des Konflikts zwischen dem Staat und der Kirche zu berühren". Hierauf neue Verhandlungen und neuer Konflikt. Und nach dem Zuckerbrot die Peitsche: Ausweisung von 15 Pfarrern in einer ersten und von 26 in einer zweiten Welle, Beschlagnahmung der Pfarrwohnungen, Unterstellung der ganzen Geistlichkeit unter die Aufsicht der Polizei und Verbot des „Norske Kirkeblad", des offiziellen Kirchenblattes, wegen illegaler Haltung. Der provisorische Kirchenrat aber ließ anläßlich des Jahreswechsels (am 17. Januar 1943) eine Botschaft verlesen, die eine stolze Bilanz der Heimsuchungen und der Bewährung der Kirche Norwegens ist. Sie schließt mit den Worten:

„Es bleibt daher für die Kirche unwichtig, was Menschen unter dem Zwang der Gewalt gegen sie beschließen mögen! Die Kirche Norwegens und in ihrem Gefolge das norwegische Volk haben uns, wie Kirche und Volk Finnlands, gezeigt, daß der wahre christliche Glaube immer stark genug ist, um einen geistigen Sieg davonzutragen, selbst dann, wenn, menschlich gesprochen, alles verloren zu sein scheint. Die Kirche lebt und ergibt sich nicht!"

Wie man 30 Monate nach Beendigung

(Entnommen der vom Intern. Roten Kreuz im September 1947 herausgegebenen Broschüre:

Land	Ernährungslage	Soziale Verhältnisse
Deutschland	Rationen ungenügend: 1400 Kalorien, nach Zonen verschieden. (2500 Kalorien werden als Lebensminimum in gemäßigten Zonen angenommen)	Wohnungsfrage sehr schwierig. In Berlin 32% der Wohnungen zerstört. Bekleidung sehr schlecht
Belgien	Ungefähr normale Wirtschaft Erholung auf bestem Wege Milchprodukte knapp	Wohnungsmangel Lebenskosten stark gestiegen
Spanien	Gute Ernten Brot- und Oelrationen vermehrt	Sehr hohe Preise Löhne 125%, Preise 350% höher als 1938
Finnland	2600 Kalorien Für ein nord. Land unzureichend	Großer Wohnungsmangel 500 000 Finnen aus Karelien evakuiert
Frankreich	Offizielle Ration: 1358 Kalorien Tats. Ration: 2500 minimum. In ländl. Bez. wesentl. höher	Hohe Preise Wohnungen: 90% von 1939
Großbritannien	Strenge Einschränkungsmaßnahm. Ernährung einseitig Rationen gerade ausreichend	Kleidung und Schuhe rationiert Arbeitermangel
Griechenland	In bestimmten Gebieten weniger als 1800 Kalorien. Städte besser versorgt. Transport schwierig. Ende 1946 2 Millionen Kinder unterernährt	Löhne weit zurück hinter den steigenden Preisen
Ungarn	35% d. Schulkinder unterernährt Milch sehr rar Zucker und Fett unzureichend	Stand 60% niedriger als 1938 Textilien 40% der Zeit vor dem Krieg
Italien	Offizielle Rationen knapp Freier Markt nicht überschaubar	Starke Abweichungen in der Zuteilung, Preise sehr hoch
Niederlande	Ausreichend: 2500 Kalorien (Vor dem Krieg 3-4000 Kalorien)	Lebenskosten erhöht Bekleidung schlecht
Polen	Durchschnitt: 2080 Kalorien Keine Lebensmittelkarten, mit Ausnahme einiger Kategorien	Lebenskosten erhöht
Rumänien	Katastrophale Lage. Schlechteste Ernte in ganz Europa. Hungersnot fast allgemein	Kindersterblichkeit 80-100% Allgemeines Elend Hygiene beklagenswert
Tschechoslowakei	Ueberschuß (mit Ausnahme von Fett)	Kindersterblichkeit von 11 auf 20% gestiegen
Jugoslawien	60—70% der Vorkriegsernte Normal-Rationen: 1500-2200 Kalorien je nach Gebiet	Verkehrsverhältnisse sehr schwierig Erhöhte Preise

des Krieges in 14 Ländern Europas lebt

„Die Lage der Bevölkerung in einigen vom Krieg heimgesuchten Ländern.")

Epidemien	Geschlechtskrankheiten	Tuberkulose	Krankenhäuser Aerzte und Personal
Bis jetzt vermieden Starkes Anwachsen der Diphterie, 300% von 1938 Einige Fälle spinaler Kinderlähm.	Starkes Anwachsen der Syphilis: 38 Fälle je 10 000 Einw. 1. J. 1945 gegen 5 1. J. 1938	400% Steigerung gegenüber der Vorkriegszeit	In Berlin 50 000 Betten gegen 28 000 vor dem Krieg. Mit Medikamenten verhältnismäßig gut versorgt
Keine Epidemien, weder im noch nach dem Kriege	Starkes Ansteigen im Krieg, seither leichtes Sinken	Vorkriegsstand	Normal
Flecktyphus augenbl. im Sinken	Fühlb. Verminderung	Vorkriegsstand Sterblichkeitsziffer sinkt	Verhältnisse werden besser
Diphterie: 15 000 Fälle gegen 3000 1. J. 1937	—	Verschlechterung	Zu wenig Aerzte
Keine schweren Epidemien. Einige Fälle spinaler Kinderlähm.	1945 ansteigend 1946 leichtes Sinken	Seit 1945 sinkend	Normal
Keine schweren Epidemien	Allgem. Ansteigen	Zunächst ansteigend, dann langsames Sinken	Normal
Flecktyphus und Pocken 1. J. 1943	Sehr starkes Ansteigen im Jahre 1945/46, z. Z. Stillstand	Starkes Ansteigen Sterblichkeitsziffer: 2,5 ‰	Unzureichend
Typhus 1. J. 1946	1946: 115 000 Fälle von Syphilis, 1938: 56 000. z. Z. leichtes Sinken	200% mehr als vor dem Krieg	Sehr unzureichend
Malaria	Sehr verbreitet, besonders bei der heranwachsenden Jugend	Starkes Ansteigen im Krieg	Schwierigkeiten bei der Verteilung
Keine Epidemien	Situation v. d. Krieg sehr günstig. Furchtb. u. rapide Verschlecht.	—	Normal
Typhus, Flecktyphus	Steigerung um 700 % bei Syph., in Lodz um 1300%	Seit d. Vorkriegszeit sehr verschlechtert	Unzureichend
Typhus, Flecktyphus, Sumpffieber, Hautkrankheiten, Malaria	Bei 12 Mill. Einw. 1 Millon Syph., 3 Millionen andere Geschl.-Kr.	Beträchtliche Verschlechterung	Erschreckende Zustände. In einigen Gebieten ein Bett für 3—4 Kranke
—	Stillstand	Verschlechterung	—
Sumpffieber	Zahlreich, ohne besondere Steigerung	Verschlechterung	Vollständig unzureichend

Berichte

Stimmen zu aktuellen Fragen:

Christus im Drama der Welt

Auf der Weltkonferenz der christlichen Jugend in Oslo (22. bis 31. Juli 1947) hielt der protestantische Bischof Berggrav, die Seele des christlichen Widerstandes in Norwegen zur Zeit der Besetzung, folgende Eröffnungsansprache, die wir der französischen protestantischen Studentenzeitschrift "Le Semeur" (9/1947) entnehmen:

Vorspruch: „Mag man auch von Göttern im Himmel und auf Erden reden — es gibt ja viele solche Götter und Herren —: für uns gibt es doch nur einen Gott, den Vater, von dem alle Dinge sind und für den wir geschaffen sind, und einen Herrn, Jesus Christus, durch den alle Dinge und auch wir das Dasein haben" (1. Cor. 8, 5.6).

"Ohne Zweifel stoßen wir uns daran, aber Christus hat es buchstäblich gesagt, daß die Welt dem Satan gehört.

Es ist eine seiner Lügen, uns glauben zu machen, daß der Mensch ein Herrscher sei. Allezeit wird der Mensch von etwas beherrscht, er ist allezeit ein Diener: ‚Sage mir, wem du dienst, und ich sage dir, wer du bist'. Haben wir es nicht erfahren, was es dem Menschen kostet, wenn er den Uebermenschen spielen will? Der Schauplatz dieses Dramas waren die Jahre, die wir eben erlebt haben. Klar und voll herber Freimütigkeit war die Sprache, von brutaler Deutlichkeit waren die Handlungen. Jeder kann die Lehre daraus ziehen: Die Vergötterung des Menschen führt zur Auslieferung der Welt an den Satan.

Während des Krieges und während der Besatzung schien uns diese Stellungnahme ganz klar: Alles in allem war es unser Glück, daß das Drama so offen zu Tage lag. Das Leben hatte einen Sinn und ein Ziel. Vielleicht erwidert ihr mir: ‚Gewiß, aber jetzt ist das Drama zu Ende, jetzt wollen wir leben in Eintracht und Harmonie'. Seht ihr denn nicht, daß das eine der schlauesten Verdrehungen des Feindes ist? Die größte Lüge der Nachkriegszeit!

Daß wir jetzt schlechte Tage erleben, ist nicht erstaunlich. Das beste Reinigungsmittel für eine **Atmosphäre**, die durch die Wahnvorstellungen einer idyllischen Befriedung vergiftet wird, ist die Enttäuschung der Welt von heute.

Die Worte unseres Vorspruchs: ‚es gibt ja viele andere Götter und Herren auf Erden' sind wahr, aber für uns gibt es doch nur einen Gott, den Vater, und einen Herrn, Jesus Christus, durch den wir alle das Dasein haben. Es erfüllt mich mit Besorgnis, wenn ich denke, die Devise ‚Jesus Christus ist der Herr', die wir für unsere Konferenz gewählt haben, könnte zu einer abgegriffenen Redensart oder gar — was noch schlimmer wäre — zu einer romantischen und poetischen Sache werden. Ich kann euch mit Worten von der Wirklichkeit Christi nicht überzeugen. Das können bloß die Tatsachen, die er in der Hand hält. Er ist es, der sie geschaffen hat.

Vor allem: Christus ist keine Ideologie, kein Traumbild, kein zauberhafter Himalaya, der sich in der Ferne bis zum Himmel erhebt. Christus, das besagt Menschwerdung; das ist die große Tatsache in diesem Leben.

Zweitens: Christus nimmt seinen Anfang in euren eigenen Herzen. Wenn ihr sagt: er sei der Führer eures Lebens, nimmt er von eurem Innern Besitz, er befiehlt euch, euer Leben in Zucht zu nehmen, ihr wißt genau, was das sagen will. Christus ist in unserem Leben eine Tatsache, die zum Kampf aufruft.

Schließlich versichert er uns, daß wir, die einen mit den anderen, verbunden sind und daß nichts uns zu trennen vermag. Nach der Absicht Christi seid ihr gewiß jeder ein Einzelmensch, aber ihr seid niemals ein Solo. Dramatisch ausgedrückt — und das ist die einzige Sprache, die heute gilt, —: wir müssen Christus allen Menschen darstellen. *Er* war die Menschwerdung schlechthin, seien wir seine *heutige* Menschwerdung. Es will mir scheinen, unser Geschlecht sei aus der Periode des Wortes in die Periode der greifbaren Darstellung getreten. Die Zukunft wird davon abhängen, wie weit es den Christen gelingt, mit den wirklichkeitsgesättigten Mitteln dieser Welt Christus darzustellen.

Soviel gilt Christus, als seine Taten gelten. Aber seine Taten gleichen den Tatsachen der Wissenschaft nicht. Die Geltung der Wissen-

schaft ist auf Tatbestände gegründet, die geradesogut von Dämonen wie von Engeln anerkannt und befolgt werden können. Die Taten Christi stehen nur den Darstellern seines Dramas zur Verfügung. Warum ist die Zahl der Gläubigen während des Krieges gewachsen? Weil sie mit roher Gewalt aus ihrer Isolierung und ihrer Zuschauerrolle herausgerissen wurden. Erst wenn man es braucht, wird offenbar, was wirklich gilt. Jenseits der allräglichen Tatbestände gibt es die wirklichen Tatsachen, die uns verpflichten, auch im Alltäglichen zu arbeiten.

Habt ihr die Decke dieser Kirche beachtet? Sie ist niedrig und drückend. Sie erzeugt eine niedergeschlagene Stimmung. Warum ist das so? Der Baumeister hat gewiß nicht daran gedacht, aber das ist ein gutes Symbol für die Lage der Menschen von heute. Ich möchte diese vorläufige Decke, die vor acht Jahren hier eingezogen wurde, fortnehmen können; dann würdet ihr die wundervollsten und gewaltigsten Szenen erblicken, die in diesen acht Jahren einer unserer norwegischen Maler ausgeführt hat. Er brauchte diesen niedrigen Plafond als Fußboden für sein Atelier. Noch ein Jahr, und wir werden sehen, was darüber ist. Ihr werdet dann die überzeugendste Predigt, der die Malerei fähig ist, über die Herrschaft Jesu Christi vor euch haben. Aber heute könnt ihr das noch nicht sehen. Gleicherweise ist es uns heute nicht gegeben, Jesus Christus zu sehen als den Herrn unserer jetzigen Welt. Er ist es aber trotzdem. Wenn einst die niedrige Decke vom Leben in dieser Zeit fortgenommen wird, dann werdet ihr wissen, daß er all die Zeit da war, und daß diese niedrige Decke seine Werkstätte war. Unser Ziel wird es also sein, unsern Herrn darzustellen als den, der er ist, selbst dann, wenn die Leute nicht bereit sind, ihn zu entdecken. Bereiten wir den Tag vor, an dem die Decke hinweggehoben wird und an dem er anerkannt sein wird als der, der er ist, der er war und der er sein wird von Ewigkeit zu Ewigkeit: Christus, der Herr!"

„Der Löwe von Juda"

Jüdische Gruppen und Richtungen in Paris

Das Nationalbewußtsein ist weit davon entfernt, sein letztes Wort gesagt zu haben. Ist da nicht jetzt eine neue Nation geboren worden oder vielmehr eine alte wiedererstanden, die hebräische Nation nämlich?

Sie hat zwar noch kein fest umrissenes Statut, aber sie existiert bereits in den Tatsachen, sie existiert vor allem in ihrem eigenen Willen, zu sein, zu existieren. Jüngst ist ein neuer Paß erschienen — der Paß, den die „Hebräische Bewegung für nationale Befreiung" („Mouvement hebreu de Libération nationale") für jene Juden herausgegeben hat, die entschlossen sind, das durch die „Balfour-Deklaration" aufs neue Gelobte Land in Besitz zu nehmen. Es ist ein Dokument von vierzehn Seiten auf einfachem, dickem Papier von blaßblauer Farbe. Die Vorderseite ist mit dem Davidsstern und dem Löwen von Juda geschmückt. Der Paß ist in drei Sprachen gedruckt: hebräisch, französisch und englisch, und wurde in Kopien an die Außenministerien aller Länder mit der Bitte gesandt, ihn offiziell als Reiseausweis anzuerkennen.

Der Paß enthält u. a. folgende Klausel: „Das hebräische Komitee für nationale Befreiung gibt dieses Dokument heraus, um die Identität des Inhabers zu bescheinigen und sein Recht, Bürger der Hebräischen Republik von Palästina zu werden, sobald sie errichtet sein wird; sowie seine Zugehörigkeit zur hebräischen Nation in Uebereinstimmung mit dem Prinzip der Selbstbestimmung".

Denn dieses Prinzip der Selbstbestimmung ist es, das für die „Hebräische Bewegung für nationale Befreiung" den Unterschied zwischen Juden und Hebräern bestimmt. Ein Jude kann völlig Staatsbürger des Landes bleiben, in dem er lebt, wie ein französischer Kanadier Kanadier bleiben kann, ohne seine Herkunft zu verleugnen. Nur dann, wenn ein Jude eine Erklärung darüber abgibt, daß er sich auf die hebräische Nation verpflichtet, kann er Angehöriger des in Palästina zu schaffenden Staates werden. Es ist also Sache freier Wahl.

Es liegt auf der Hand, daß es vor allem die Juden aus dem Osten und aus Mitteleuropa sind, die sich, im Geiste oder in der Tat, auf die hebräische Nation verpflichten. In diesen Ländern hat der Antisemitismus nicht auf Hitler gewartet, um virulent zu sein, und es ist nicht verwunderlich, wenn die jüdische Bevölkerung dieser Länder selbst nach der Niederlage des Nazismus nicht das Vertrauen hat, daß der Antisemitismus endgültig ausgetilgt ist. Und man versteht gut, daß die Juden sich nicht darin schicken können, in diesen Ländern wohnen zu bleiben, wo sie gequält, erniedrigt, gefoltert und gemartert oder wo die Ihrigen umgebracht worden sind. Das erklärt, warum sich ein wahrer Strom von jüdischen Auswanderern allen Maßnahmen und Grenzkontrollen zum Trotz gegen Westen hin in Bewegung gesetzt hat. Denn der Osten mit seinen „neuen

Demokratien" oder das benachbarte Sowjetrußland, das doch die Gleichheit der Rassen proklamiert, scheint sie keineswegs anzuziehen. Es ist eine wahre Wiedergeburt des Nationalbewußtseins, was man bei diesen Menschen erlebt, die sich darüber Rechenschaft abgeben, daß sie, solange ihnen der nationale Boden fehlt, immer Entwurzelte bleiben werden, die ersten, im voraus schon alle gezeichneten Opfer der Sturmfluten. Der Zionismus, der vor dem Kriege der Traum nur einer kleinen Minderheit war, ist für die Mehrzahl eine Lebensnotwendigkeit geworden.

Gewiß, nicht alle, die sich aus dem östlichen und mittleren Europa und aus den Verschlepptenlagern in Deutschland auf den Weg machen, sind willens, sich nach Palästina „repatriieren" zu lassen, wie der von der „Hebräischen Bewegung für nationale Befreiung" offiziell angewandte Ausdruck lautet. Eine gewisse Anzahl möchte zu Verwandten nach Amerika — alle aber wollen sie aus Europa fort. Die erste Etappe dieser Auswanderer ist — das bringt die geographische Lage ganz natürlich mit sich — Frankreich, das offene Tor zum Atlantik und zum Mittelmeer. Und so hat man, verwaltungsmäßig gesehen, diese Emigranten bisher als „Durchreisende" betrachten können, wobei Ankommende und Fortgehende sich merklich das Gleichgewicht halten. Der Strom der Abreisenden wird indessen mehr und mehr gehemmt. Einmal durch die rigorose Haltung Englands, die die „Repatriierung" der Hebräer unmöglich zu machen droht, zum andern wegen Erschöpfung der amerikanischen „Einwanderungsquoten", wodurch diese andere Ausgangspforte sich ebenfalls zu schließen droht. Auf diese Weise festgehalten, haben viele dieser Emigranten den Ausweg gewählt, sich in Frankreich niederzulassen, und eine große Anzahl von ihnen hat in der Industrie oder im Handwerk Arbeit gefunden, vornehmlich in den Schneider- und Kürschnerberufen. Für ihre Umschulung ist eine ganze Organisation tätig, und eine andere Organisation bemüht sich in enger Zusammenarbeit mit den französischen Stellen um ihre Unterbringung in jenen Wirtschaftszweigen, in denen sich ein fühlbarer Mangel an Arbeitern bemerkbar macht.

Und doch trachtet die Mehrzahl dieser Ankömmlinge, die die armselige Existenz des umherirrenden Juden grausam durchgemacht haben, nicht nach einem Asyl, sondern nach einer nationalen Heimstätte. Ihr Blick bleibt also auf Palästina gerichtet. Sie lernen Hebräisch, denn bei dieser schmerzhaften Wiedergeburt einer Nation ist auch ein Sprachenproblem zu lösen. In der „Diaspora", in der jahrtausendealten Zerstreuung haben die Juden die Sprache des Landes angenommen, in dem sie lebten. Das Hebräische blieb allein dem Gebet vorbehalten, wie das Latein bei den Katholiken. Das „Jiddische"— eine Art verdorbenen Deutsch' — war nur in Polen, im Norden der Slowakei, Ungarns und Rumäniens in Gebrauch. Die Auferstehung des Hebräischen, das aus einer toten zu einer in Palästina gesprochenen Sprache geworden ist, stellt in der Sprachgeschichte ein einzigartiges Faktum dar.

Diese in Paris in der Verbannung lebenden Hebräer beschäftigen sich in leidenschaftlicher Hingabe mit allem, was das Palästina-Problem angeht, das sich allem Anschein nach seinem Höhepunkte nähert. Ueber das zu erreichende Ziel: ein hebräischer Staat in Palästina, sind sie sich alle einig. Ueber die anzuwendenden Mittel aber gehen die Meinungen auseinander, genau so wie bei ihren Mitbürgern in Palästina.

In dieser hebräischen Bewegung sind drei große Richtungen festzustellen. Die erste wird verkörpert durch die „Jüdische Agentur für Palästina", die von den Engländern mit Beginn ihres Mandats als offizielle Vertretung der jüdischen Bevölkerung mit beratender Stimme errichtet wurde. Wenn die Versteifung der englischen Politik hinsichtlich der jüdischen Heimstätte in Palästina auch schließlich dazu geführt hat, daß die Englandfeindlichkeit dieser Richtung sich aus einer angeborenen zu einer unverhüllten entwickelt hat (ihr Stichwort lautet: „Die Juden sollen herein, die Engländer heraus!"), so ist doch nicht weniger wahr, daß ihre Pariser Vertretung sich als Kernzelle einer künftigen diplomatischen Vertretung betrachtet, die eine Art Kriegszustand mit England vermeiden will und den internationalen Organisationen das Vertrauen entgegenbringt, daß sie die jüdischen Forderungen befriedigen werden. Die „Hebräische Bewegung für nationale Befreiung", die in Paris die lebendige und bissige Wochenzeitung „La Riposte" veröffentlicht, hält hingegen dafür, daß die Hebräer nur in dem Maße ihr Ziel erreichen werden, als sie sich als kämpferisch erweisen. Daher bezeichnet sie das, was die „Jüdische Agentur" „Terrorismus" nennt und für äußerst nachteilig für die jüdische Sache hält, als „Widerstandsbewegung". Für sie sind die Engländer „Besatzung" und die Leute der „Agentur" „Kollaborateure". Eine solche Charakterisierung scheint ein Mißbrauch zu sein, denn auch in Indien z. B. waren die

Patrioten über die Mittel zur Gewinnung der Unabhängigkeit verschiedener Meinung, und wenn Gandhi Anhänger der Gewaltlosigkeit war, so war er deshalb doch kein „Kollaborateur".

Die militärischen und die militärähnlichen hebräischen Organisationen sind offensichtlich in Paris nicht offiziell vertreten, aber es ist allgemein bekannt, daß die „Jüdische Agentur" die Organisation „Haganah" unterstützt, und daß die „Hebräische Bewegung für nationale Befreiung" mit der Organisation „Irgoun" sympathisiert. Die dritte Richtung hingegen, die „Kämpfer für die Freiheit Israels" oder die Organisation „Stern", wie sie nach ihrem Begründer heißt und wie sie meist bezeichnet wird, ist ausschließlich Untergrundbewegung. Sie setzt sich vor allem aus fanatischen jungen Intellektuellen zusammen, die zu allem bereit sind, und die an die individuelle Aktion in der Art jener Betty Knout glauben, die jüngst in Belgien mit Bomben im Koffer festgenommen wurde. Auch sie veröffentlichen in Paris eine Zeitung, ohne jedoch die Adresse der Redaktion anzugeben, und bei allen Kundgebungen sieht man ihre Flugschriften herumflattern. Die Gruppe „Stern" ist die einzige, die in ihrem Haß gegen England so weit geht, offen ihre Sympathie für die Sowjets zum Ausdruck zu bringen. Deswegen sind sie aber noch keine Kommunisten. Die jüdischen Kommunisten interessiert nämlich die Palästinafrage überhaupt nicht. Für sie ist die Lösung der jüdischen Frage ausschließlich an den Kampf des „Weltproletariats" gebunden. So bewahrheitet sich ein weiteres Mal die Tatsache, daß die Kommunisten trotz ihrer patriotischen Akrobatik in allen Nationen Fremdkörper bleiben, die nur ein wirkliches Vaterland kennen: das „sozialistische Vaterland", Sowjetrußland, mit der Hauptstadt Moskau. Deshalb hat auch die auf die „Hebräiche Bewegung für nationale Befreiung" zurückgehende „Französische Liga für ein freies Palästina", die unter ihren Mitgliedern französische Intellektuelle und Abgeordnete zählt, nicht einen einzigen kommunistischen Abgeordneten als Anhänger gewinnen können.

Das jüdische Drama geht weiter. Der dramatische Vorgang des „Exodus 1947" hat es weithin aufgezeigt. Wird es in der Selbstbestimmung der Hebräer und in der Assimilierung der Juden seine Lösung finden? Das wäre zu vernünftig, als daß man es 1947 erhoffen könnte.

Georges Villa.

(Uebersetzt aus der Pariser Wochenzeitung *„La Bataille"* vom 24. 9. 1947)

Die Völker wollen keinen Krieg

Im Jahre 1937, zu einer Zeit, als Europa schon dem Delirium und der Todesangst ausgeliefert war, betitelte sich ein Büchlein — es war damals nicht schwer, Prophet zu sein —: „Ueber den möglichen Krieg". Ich hatte zuerst geschrieben: „Ueber den kommenden Krieg". Aber ich wollte eine Formulierung ausschließen, die der Fatalität Kraft zu leihen schien, und zog darum ein neutraleres Adjektiv vor, das der Hoffnung eine Tür offen ließ. Seitdem sind zehn Jahre vergangen, davon fünf Katastrophenjahre, und schon beginnt man wieder — auf dem Trümmerhaufen des zweiten Weltkrieges —, von der Möglichkeit — viele sagen: von der Wahrscheinlichkeit — eines dritten Krieges zu sprechen. Dieselbe Maßlosigkeit der Politiker hat in den Herzen der Menge dieselbe Angst geweckt. Und ich könnte fast dasselbe Buch schreiben und brauchte nur einige Eigennamen zu ändern und in derselben Weise bei der Wahl des Titels zu zögern.

Die Völker lehnen jedoch indessen den Krieg ab. In der Tiefe ihres Gewissens, noch durch das Aergernis der triumphierenden Gewalt erschüttert, und gleichsam selbst in ihrem Fleisch und Blut, noch kaum vernarbt und zitternd vor den Schrecken zukünftiger Qualen, lehnen sich die Völker gegen den Gedanken an ein neues Blutbad auf, das, so sagt ihnen ihr gesunder Menschenverstand und ihre Erfahrung, noch entsetzlicher und unfruchtbarer sein würde, als die Blutbäder von gestern. Sie verabscheuen diesen Waffenlärm und diese militärischen Schaubilder, die Presse und Kino überall und zu jeder Stunde verbreiten. Und mehr noch verabscheuen sie die schweigenden Laboratorien, von denen sie wissen, daß dort Wissenschaft und Genie des Menschen, verbrecherisch pervertiert, unheilvolle Geheimnisse zusammenbrauen.

Das sich auflehnende Gewissen der Menschen — unterschätzen wir diese heilsame Macht nicht! Hören wir nicht auf, jenen aus dem Herzen der Völker kommenden Appell an die Vernunft der Regierungen, den eindringlichen Mahnruf der Imperative der Kultur zu Gehör zu bringen!

Die Völker lehnen den Krieg ab. Wollen ihn also die Regierungen? Ich glaube es nicht, aber — und das fällt schwer genug ins Gewicht — es ist durchaus möglich, daß sie dorthin gelangen, ohne es zu wollen, nämlich aus Mangel an politischer Phantasie und an menschlicher Sensibilität, durch ihre ratlose Unterwerfung unter die Routine und die ‚Schicksalhaftigkeit', durch Auslieferung an

die alten verwirrenden Leidenschaften: Begehrlichkeit, Ehrgeiz, Hochmut persönlicher oder kollektiver Art.

Sucht Sowjetrußland eine kriegerische Lösung? Zur Zeit ist das sehr unwahrscheinlich. Gewiß, die bei den Moskauer Autokraten in Erscheinung tretende Verbindung panslawistischer Ambitionen mit dem revolutionären Willen des Kommunismus hat eine erstaunliche Mischung hervorgebracht; man braucht nur die Augen aufzumachen, um die Pläne des russischen Imperialismus abrollen zu sehen. Aber es ist augenscheinlich, daß Sowjetrußland, auf tiefste verwundet durch den letzten Krieg und gegenüber der amerikanischen Rüstung noch im Rückstand, viel subtilere und weniger kostspielige Mittel als Kanonen und fliegende Bomben hat, um seine Pläne zu verfolgen. Die kommunistischen Parteien in den einzelnen Ländern und die Krise des Weltkapitalismus eröffnen ihm Perspektiven zu friedlichen Eroberungen, die es sicherlich den Risiken eines bewafneten Konflikts vorziehen wird.

Man muß nun befürchten, daß die Amerikaner anfangen? Auch das bleibt unwahrscheinlich. Die Vereinigten Staaten sind eine Republik, in der die öffentliche Meinung mächtig ist, und die Gewinnung der öffentlichen Meinung Amerikas für einen Präventivkrieg, einmal angenommen, sie würde von gewissen politischen Kreisen im großen Stile angestrebt, ist weit davon entfernt, gelungen zu sein. Zudem weiß das amerikanische Volk, daß die moderne Kriegstechnik seine Städte und seinen Besitz nicht unverschont läßt; diese Gewißheit muß sich als ein schwer in die Wagschale fallendes Gegengewicht auswirken.

Ich gebe durchaus zu, daß solche Ueberlegungen nur für die unmittelbare Gegenwart gelten. Aber in dieser Problematik kann Zeit gewinnen alles gewinnen bedeuten. Die Zeit bietet ihre Chancen jenen beiden Kräften der Freiheit, die gegen den scheinbaren Determinismus der Geschichte gehen: der Zufälligkeit von Ereignissen und dem verständigen Willen der Menschen. Es kann da glückliche Zufälle und richtige Berechnungen geben, die es nicht zu einem Ereignis kommen lassen, das man als logisch notwendig erwartet hatte. Es kann da ferner geben, was die Christen Gnade nennen und das Wirken der Vorsehung, und die Ungläubigen die Chance und das Lächeln des Schicksals.

So stellt man also als Antrieb der russischen und amerikanischen Politik nicht Kriegswillen im eigentlichen Sinne fest, sondern einerseits einen Machtwillen, der bis zur Annahme des Krieges gehen könnte, und andererseits bei beiden Gegnern die Furcht, der andere könne sich als erster zum Kriege entschließen. Ja, jeder hat Furcht und Furcht vor der Furcht des Anderen. Jeder blufft den Spieler gegenüber und versteift sich, um ihm die Trümpfe herauszuholen. Ach, wir haben genug dafür zahlen müssen, um zu wissen, wie dieses diplomatische Poker-Spiel enden kann. Wir haben genug von dieser tollen Klugheit der Kanzleien, die den Konflikt durch die Besessenheit, mit der sie ihr Verteidigungssystem immer weiter vorantreiben, herberufen. Wir fürchten das „Si vis pacem para bellum", das „Wenn du den Frieden willst, bereite dich auf den Krieg vor", die alte Rechnung der Generalstäbe, die die Bewahrung des Friedens den Waffen anvertrauen, diesen Waffen, die so tüchtig und kostspielig sind, daß sie schließlich den Krieg unvermeidlich machen. Verlieren wir indes nicht den Kopf: Wenn wir eine Gefahr in unserem Geist übertreiben, dann vergrößern wir sie auch in der Wirklichkeit. Laßt uns also die Gefahr mit genauem Maß messen!

Ich glaube, man darf in aller Objektivität sagen, daß im Europa von 1947 die Kriegsrisiken, alles in allem, geringer sind, als sie es im Europa der Jahre nach 1930 waren. Nicht nur, weil die Völker müde sind und die Staaten verarmt, sondern auch, weil es damals in der Welt einen wahren Kriegswillen gab, der heute nicht mehr vorhanden ist. Durch seine politische Struktur und seine eigentliche Weltanschauung rief der Faschismus den Krieg — er wollte ihn: er erhob ihn im Herzen der Massen und im Denken der Eliten, er erklärte ihn zu einem notwendigen Instrument der Geschichte und zur höheren Bestimmung des Menschen. Nun, man darf hoffen, daß der Faschismus für geraume Zeit erledigt ist.

So unerträglich auch der diplomatische Stil der UdSSR sein mag — Verschlagenheit, Bösgläubigkeit und schlechter Wille: Geist der Eroberung und des Sichabschließens —, man würde ungerecht gegen Stalin sein, wenn man ihm Hitlers Hochmutsdelirium, Angriffsleidenschaft und morbide romantische Versteigenheit zuschreiben wollte. Es gibt einen russischen Imperialismus, es gibt einen kalten Imperialismus, aber er stellt sich nicht vollständig auf sich allein, ohne jede Berücksichtigung des Allgemeinen: man kann noch miteinander sprechen. Ebenso und in noch höherem Maße bleibt zu bedenken, daß, so gefährlich auch der kriegerische Geisteszustand gewisser *Kreise* unter den Militärs und den Geschäftsleuten in USA sein kann,

diese Kriegskeime in einem demokratischen und noch weithin christlichen Milieu auftreten, das heißt, daß die Ansteckungsgefahr unendlich geringer ist, als sie es gestern im diktatorischen und heidnischen Deutschland des Nazismus war.

Hüten wir uns also, die Welt mit dieser neuen Gewalt der Unordnung und des Unglücks: der Verzweiflung zu erfüllen! Wir haben die Gefahren, die den Frieden bedrohen, und die Mittel, die den Menschen zur Rettung des Friedens bleiben, ohne optimistische Illusionen, aber auch ohne panische Katastrophenstimmung genau zu prüfen. Das soll in dieser Zeitung unsere nächste Aufgabe sein.

P.-H. Simon.

(Uebersetzt aus der Pariser Wochenzeitung *"Témoignage Chrétien"* vom 10. 10. 1947)

Das Weltproblem der Ernährung

Das Juliheft der ‚Revue Socialiste' (Paris) veröffentlicht einen Artikel, in dem Professor André Mayer vom Collège de France die Aufgaben der bei der UNO eingerichteten Organisation für Ernährung und Landwirtschaft erörtert. Der Verfasser beschränkt sich nicht auf die akute Ernährungskrise Europas, sondern behandelt das Thema in seinen allgemeineren Zusammenhängen. Wir bringen hier einige Auszüge:

I. Ein universales Problem

„Die Ungleichheit der Lebensbedingungen der verschiedenen Völker ist erstaunlich groß. Schon die Lebensdauer selbst ist ganz verschieden: Bei den Neuseeländern z. B. beträgt sie im Durchschnitt 63 Jahre, bei den Hindus 27 Jahre. Die Kindersterblichkeit beläuft sich in Auckland auf 28, in Bombay auf 203 pro Tausend. Ebenso unterschiedlich ist die Mühe, die für den Erwerb des Lebensunterhaltes aufgewandt werden muß. Eine von Menschen geleistete Arbeitsstunde bringt in China 1,6 kg Weizen oder 1,4 kg Mais ein, in den USA 39,4 kg Weizen oder 45,5 kg Mais... Wenn man den Ertrag der bestellbaren Felder in ‚Initial-Kalorien' umrechnet, das heißt in Kalorien, die durch Pflanzen erzeugt werden, bevor ein Teil davon über das Tier nutzbar gemacht wird, stellt man fest, daß Nordamerika je Kopf der Einwohnerschaft über 10 000 Kalorien verfügt und Ostasien dagegen nur über 2700. Derjenige Teil des Durchschnittseinkommens, der für Ernährung ausgegeben werden muß, ist sehr verschieden groß. In China beansprucht die Nahrung fast das ganze Einkommen, in den USA nur 50—60 %. Hinzu kommt, daß die Ernährung dort, wo sie beschränkt ist, zumeist auch schlecht ausgeglichen ist. Denn die Umwandlung von pflanzlichen Nährmitteln auf dem Wege über den Tiermagen mindert den Ertrag an Kalorien: bei der Produktion von Fleisch, Milch und Eiern ist er geringer, und in bestimmten Fällen weit geringer, als ein Fünftel. Andererseits erfordert der Anbau von Gemüse und Früchten viel zusätzliche Arbeit. So nehmen bei der Ernährung der armen Länder die verschiedenen Getreidesorten einen bevorzugten Platz ein, während die anderen Nahrungsmittel nur ungenügend daran beteiligt sind, (so daß die Ernährung also einseitig, unausgeglichen ist."

„Bei mehr als der Hälfte der Menschen ist die Ernährung mangelhaft. Dagegen hat etwas weniger als ein Drittel ziemlich beträchtliche Versorgungsmöglichkeiten. Während Asien mit 10 % der Erdoberfläche und 45 % der Erdbewohner nur über 17 % des gesamten Nahrungsmittelanfalls verfügt, produzieren Europa und Nordamerika mit kaum einem Drittel der Erdbevölkerung drei Viertel aller Lebensmittel. Kann man nun sagen, daß in diesen Ländern die Ernährung ausgezeichnet sei? Die neuesten Forschungen haben gezeigt, daß das nicht der Fall ist. Sobald man die Mangelkrankheiten kennen lernte, bemühte man sich, herauszufinden, ob sie auch in den höchst entwickelten Länder verbreitet sind. Die Frage wurde in Genf gestellt und gab Anlaß zu umfangreichen Untersuchungen. Die bekanntesten sind die von *John Orr*, welche zeigten, daß 90 % der Kinder in Großbritannien zu Rachitis neigen, und die von *Hazel Stiebeling*, nach der 30 % der Bevölkerung der USA schlecht ernährt waren. Diese Feststellungen wurden vor dem letzten Krieg gemacht, und bei der Musterung der Rekruten wurden sie bestätigt. So steht man auch in den höchst entwickelten Länder — in Frankreich wie anderswo — vor einem Problem der Ernährung. Nur ist es in diesen Ländern weniger ein Problem der Produktion als eines der Verteilung."

Der Artikel erörtert dann die tatsächlichen Ursachen dieses „endemischen Ernährungselendes". Zunächst müsse zweifellos darauf hingewiesen werden, daß eine Hauptursache in der falschen Ernährungsweise liege. Da stehe an erster Stelle die Unwissenheit in Ernährungsfragen. Es bedürfe einer gründlichen Erziehung, um die Völker zu lehren, die Natur richtig auszuwerten und sich richtig zu ernähren, und diese Erziehung müsse

bei den führenden Leuten anfangen. Nicht zuletzt sei die Indifferenz der „öffentlichen Stellen"für diese Unwissenheit des Volkes in Bezug auf richtige Ernährungsweisen verantwortlich. Die unmittelbarste Ursache jedoch sei mangelnde Kaufkraft, wie John Orr nachgewiesen habe. Also sei das Problem vor allem ein wirtschaftliches. In den weniger entwickelten Ländern und hier wiederum bei den Konsumenten mit geringer Kaufkraft trete darum das Ernährungsproblem in ganzer Schärfe auf.

„Kann sich dieses Problem von selbst, ohne tätiges Eingreifen lösen? Die Erfahrung lehrt, daß die Aussichten dafür gering sind, und man hat das überall erkannt.

In einem wirtschaftlichen System, das auf dem ‚laisser faire' basiert und in dem als Folge davon die Herstellungskosten mit allen Mitteln so niedrig wie möglich gehalten werden müssen, befindet sich der Arbeiter als Konsument, der keine andern Einnahmen hat als die, welche ihm die Arbeit seiner Hände einbringt, tatsächlich in dauerndem Konkurrenzkampf mit allen andern Arbeitern und muß deshalb die Arbeit ‚um jeden Preis' annehmen. Das ist das klassische ‚eherne Gesetz'. Nun ist es ihm aber ohne ein Minimum an Lohn unmöglich, sich zu ernähren und sich gut zu ernähren. Der Produzent, d. h. der Bauer, ist in einem solchen System nicht besser gestellt. Man weiß, wie sehr er Sklave der meteorologischen Bedingungen ist. Es gibt magere Jahre, wo seine Erzeugnisse nicht einmal die Unkosten decken. Aber paradoxerweise sind die fetten Jahre für ihn nicht weniger unheilvoll. Denn da er verderbliche Waren produziert, muß er schnell verkaufen, und da er sich in Konkurrenz mit andern Bauern befindet, muß er ‚um jeden Preis' verkaufen. Daher dieses oft berufene ‚Elend im Ueberfluß', das dazu führt, daß Lebensmittel vernichtet werden und die Produktion selbst in Ländern, wo ein Teil der Bevölkerung in schlechtem Ernährungszustand ist, eingeschränkt wird.

Es ergibt sich da ein nicht einfach zu lösender Knoten. Denn einerseits ist es für den Arbeiter als Konsumenten unmöglich, sich zu ernähren und sich gut zu ernähren, wenn Lohn und Lebensmittelpreise sich nicht entsprechen; andererseits ist es aber auch für den Bauern unmöglich, sein Land zu unterhalten und zu verbessern, sich mit modernen Maschinen auszurüsten und den Ertrag seiner Arbeit zu steigern, wenn die Preise für die von ihm erzeugten Waren nicht lohnend genug sind, und es ist ihm unmöglich, einen Anbau- und Zuchtplan auf lange Sicht aufzustellen, wenn er nicht sicher ist, daß diese Preise stabil bleiben.

Das ‚laisser faire' kann das Problem, das durch diese Tatsachen aufgeworfen wird, nicht lösen... Drei Arbeitergenerationen haben dafür gekämpft, daß man endlich anerkennen soll, die menschliche Arbeitskraft sei keine Ware wie die anderen. Und ebenso haben die Bauern darum gekämpft, daß die Nahrungsmittel, von denen das Leben, die Gesundheit, die Volkskraft und ihre Erneuerung abhängen, nicht mehr als Waren wie andere Waren betrachtet werden. Schon in der Friedenswirtschaft und viel schärfer noch in der Kriegswirtschaft wurde klar, wie sehr sich die wirtschaftlichen Faktoren und die Solidarität der Menschen einer Nation gegenseitig beeinflussen, und so begriff man, daß kein Land ein Interesse daran hat, seine Arbeiterbevölkerung oder seinen Bauernstand zu schwächen, seinen Boden verfallen zu lassen und seine Landwirtschaft in Gefahr zu bringen. Ueberall haben die Staaten direkt oder indirekt interveniert, um sie zu schützen, um die Existenzbedingungen zu verbessern und das Lebensniveau der aktiven Bevölkerung zu heben.

Damit ist das Problem jetzt automatisch zu einem internationalen geworden."

II. Ein internationales Problem

„...Die Frage des Ernährungsstandes und des Lebensstandards ist eng mit der Frage der Festsetzung der Lebensmittelpreise, deren Stabilität und mit der wirtschaftlichen Expansion verknüpft.

1. Wenn eine Anzahl Staaten entschlossen ist — und fast alle entwickelten Staaten sind es —, in ihrem Bereich für die Aufrechterhaltung eines bestimmten Lebensstandards einzutreten, so ergeben sich daraus unmittelbar bestimmte Folgerungen in internationaler Hinsicht. Wenn die Arbeiter eines Landes mit Sozialpolitik sich im Wettbewerb mit den Arbeitern eines Landes befinden, in dem es solche ‚sozialen Lasten' nicht gibt, so werden die Herstellungspreise der von den ersten erzeugten Waren höher sein. Sie werden auf dem Weltmarkt geschlagen und vielleicht sogar von ihren Konkurrenten mit niedrigerem Lebensstandard zu Arbeitslosen gemacht. Auf diese Weise ist das Elend ansteckend und überträgt sich auf andere Länder. Es ist also nötig, daß jede Maßnahme, die bestimmt ist, die Lebensbedingungen zu heben, und jedes ‚Sozialgesetz' Gegenstand einer internationalen Uebereinkunft wird. Seit fünfundzwanzig Jahren ist das Internationale

Arbeitsbüro in dieser Richtung tätig. Das gleiche Problem besteht aber auch für die Bauern. Es sei, was Europa angeht, nur an die bekannte Konkurrenz zwischen den rumänischen und den französischen Bauern und zwischen der Kolonialarbeit und der Arbeit des Mutterlandes erinnert... Das bezog sich auf die Menschen. Aber Aehnliches gilt auch für den Boden. Wenn ein Land, das seinen Boden pflegt und schont, sich in Konkurrenz mit einem anderen befindet, wo man den Acker wie ein Bergwerk behandelt und ihn schonungslos und ohne Sorge für seine zukünftige Beschaffenheit ausbeutet, so werden die Preise dieses Landes höher sein als die des letzteren — es wird im Wettbewerb geschlagen werden und vielleicht gezwungen sein, seine Anbauweisen zu ändern. So tendiert also auch der unbeschränkte internationale Wettbewerb dahin, die Preise auf die niedrigste Stufe zu drücken. Es ist also unmöglich, eine Verbesserung des Geschickes der Bauern und eine Vervollkommnung der Landwirtschaft durchzuführen, wenn nicht die Preise auf dem Weltmarkt den notwendigen Standard sichern, wenn man nicht einen international annehmbaren Preis festsetzt.

2. Die Landwirtschaft braucht jedoch nicht nur annehmbare, sondern auch stabile Preise. Nun sind aber die Preise in einer Wirtschaftsordnung mit unbeschränktem Wettbewerb außergewöhnlich schwankend. Z. B. varriierten die Weizenpreise in der Zeit von 1921 bis 1924 zwischen 223 und 123 Goldcents für den Bushel. Die Auswirkungen solcher Baissen sind beträchtlich. Denn obwohl der internationale Handel meist nur ein Zehntel der Gesamtproduktion jener Waren erfaßt, die die Ernährungsbasis bilden, regelt er die Weltpreise. Wenn man vor diesem Spiel nicht auf der Hut ist, dann geraten, wie La Guardia in Kopenhagen sagte, die Bauern der ganzen Erde in Abhängigkeit von den Börsenmaklern von Winnipeg, New-York oder Liverpool. Es ist in der Tat so, daß Weizenpreise und Preise für zweitrangiges Getreide, Getreidepreise und Viehpreise sich gegenseitig beeinflussen: die gesamte Landwirtschaft kann auf diese Weise erschüttert werden.

Will man derartige Krisen vermeiden, dann muß man die alte Marktordnung umstoßen und die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse stabilisieren... Wenn sich bei einer überreichen Ernte Ueberschüsse ergeben, müßte man sie aus dem Markt ziehen und müßte, anstatt sie zu vernichten, Vorratslager anlegen, die es ermöglichen, den durch die Natur bedingten Schwankungen zu begegnen. Eine solche Politik würde aber eine internationale Zusammnearbeit erforderlich machen.

3. Das käme zudem nicht nur der Agrarwirtschaft zugute. Es ist sehr zu beachten, daß die Krisen der Landwirtschaft sich immer auch auf die allgemeine Wirtschaft auswirken. Eine Krise, die sich zuerst nur in einem Wirtschaftssektor bemerkbar macht, verallgemeinert sich schnell und wird zuletzt zu einer internationalen...

Nun, wenn man diesen Krisen begegnen oder wenigstens ihre Auswirkung lindern will, so erhebt sich die Frage, auf welchen Wirtschaftssektor man am ehesten einzuwirken hat, um den Kreislauf des Handels wieder in Gang zu bringen. Viele meinen, daß es jene Produktionszweige seien, die den wesentlichen und laufenden Bedürfnissen entsprechen, und stimmen darin überein, daß es sich dabei zu einem Teil um Waren handelt, die Gegenstand einer festbleibenden Nachfrage sind. Das ist vor allem bei den Nahrungsmitteln der Fall. Wenn man sich aber zu einer solchen Aktion entschließt, so kann das nur durch ein Vorgehen in internationalem Rahmen geschehen.

4. Man könnte noch kühner planen und nicht nur daran denken, auf diese Weise die Wirtschaft zu stabilisieren, sondern auch daran, für eine stetige Ausdehnung des Wirtschaftsraumes zu sorgen.

...Die periodisch wiederkehrenden Krisen sind nicht die einzigen Erscheinungen, die die internationale Wirtschaft bedrohen. Sie steht vor der noch viel tiefergreifenden, viel schwereren Gefahr einer permanenten Krise, nämlich vor der Krise, die durch den technischen Fortschritt ausgelöst wird.

Der technische Fortschritt geht jetzt seit etwa 150 Jahren vor sich. Er beschleunigt sich mehr und mehr und hat eine ständig gesteigerte Produktionskraft zur Folge. In den USA z. B. verdoppelte sich seit 1939 die industrielle Produktionskraft. Was soll man mit dieser Produktivität anfangen? Soll man sie nicht ausnutzen, soll man die Produktionsmittel sterilisieren? Oder soll man sie anwenden? Und in welcher Weise? Von der Antwort auf diese Frage hängt unsere Zukunft ab.

Wir haben gesehen, wie im Westen, in den Ländern, die die meisten wissenschaftlichen und technischen Erfindungen gemacht haben, von denen die gesteigerte Produktivität ausging, diese Produktionskraft angewandt und die ‚Vollbeschäftigung' der arbeitsfähigen Bevölkerung verwirklicht wurde: aber das geschah einzig und allein im Kriege und in

Erwartung des Krieges. Man sollte sich doch fragen, ob dies wirklich die beste Lösung des Problems ist, oder ob man die Arbeiter nicht anstatt für die systematische Vernichtung der Menschen und ihrer Lebensgrundlagen für die Verlängerung und Bereicherung des Menschenlebens arbeiten lassen könnte....

Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß in beiden Fällen das systematische Anwachsen der Produktionskraft, ihre methodische Anwendung und die Verwirklichung der ‚Vollbeschäftigung' nur um den Preis einer ‚totalen Mobilmachung' und in Form eines Zwanges militärischer Art erreicht wurde.

Ist es möglich, anders zu handeln? Kann man das gleiche Resultat durch eine Methode freiwilliger nationaler oder internationaler Zusammenarbeit erreichen? Von der Antwort auf diese Frage hängt die ganze Zukunft der internationalen Institutionen ab.

Die Erfahrungen der Vergangenheit sollten hier als Hinweis dienen. Das Problem der Auswirkungen technischen Fortschritts ist nicht unlösbar, denn man kann gesteigerte Produktionskraft durch Ausdehnung der Wirtschaft absorbieren. Es heißt eben für die gesteigerte Produktivität Kunden zu finden. Doch ohne gesteigerte Kaufkraft gibt es keine neue Kundschaft. Wir haben vorhin daran erinnert, daß die Arbeiter mehrere Generationen hindurch für die Vermehrung ihrer Kaufkraft kämpfen mußten. Es hat sich gezeigt, daß sie dadurch nach und nach die Kundschaft der Industrie und der Landwirtschaft ausgeweitet haben. Das ist so offenkundig, daß man jetzt selbst in Ländern, wo dieser Kampf am härtesten war, die Nützlichkeit ‚hoher Löhne' verkündet hat. Die Arbeiter-Kundschaft der industrialisierten Länder genügt aber schon nicht mehr. Sollte es nicht noch andere Kunden geben? Sie existieren, und es sind nicht wenige. Es sind die Völker der bäuerlichen und armen Länder, die drei Viertel der gesamten Erdbewohner ausmachen. Aber dann muß man ihnen die notwendige Kaufkraft verschaffen und ihr Lebensniveau heben. Das erste und sicherste Mittel dazu ist, mit der Erhöhung ihres Ernährungsniveaus, mit der Umgestaltung ihrer Agrarwirtschaft zu beginnen. Indem man diese modernisiert, wird man Menschen für andere Arbeit frei bekommen und zugleich die Mannigfaltigkeit und den Umfang ihres Warenaustausches mit allen Ländern steigern.

Um den periodischen Wirtschaftskrisen entgegentreten zu können und dem technischen Fortschritt eine endgültige Zielrichtung zu geben, scheint eine Verwertung der stetig größer werdenden Produktionskraft sowie eine umfassende Ernährungs- und Agrarpolitik unumgänglich zu sein. Allein eine internationale Zusammenarbeit und allein eine von allen Völkern angenommene Planung kann eine solche Politik ermöglichen."

„Deutschland 1946"

Eine Antwort von P. Robert Bose

In Heft 4/1947 veröffentlichten wir einen Artikel von Pater Robert Bosc: „Deutschland 1946 — Eine brüderlich-offene Aussprache" (übersetzt aus „Etudes") und boten uns zur Uebermittlung von Zuschriften an den Verfasser an. P. Bosc übersendet uns nun seinerseits eine Zuschrift, die übersetzt lautet:

„Allen Lesern, die mir zu meinem Artikel geschrieben haben, sage ich herzlichen Dank, insbesondere denen, die mir positive und konstruktive Stellungnahmen und Kritiken sandten. Gerne würde ich jedem Einzelnen ausführlich antworten, aber das ist leider bei der Fülle der Zuschriften nicht möglich. Vielleicht haben manche Leser den Sinn gewisser Formulierungen meines Artikels mißverstanden: einige Briefe, die ich erhielt, erörten ausschließlich das Thema der Kollektivschuld. Nun, in meinem Artikel war nur ganz nebenbei davon die Rede, gerade so, wie man es bei einem so mehrdeutigen und schwierigen Thema besser nicht getan hätte. Ich habe den Akzent auf *psychologische* Beobachtungen legen wollen, nämlich vor allem auf die nahe Verwandtschaft der deutschen und französischen Mentalität in allen Fragen des intellektuellen und sozialen Bereichs. Ich berief mich auf diese tröstlichen Feststellungen, um meine deutschen Freunde zu bitten, sich zu bemühen — wiederum psychologisch gemeint —, aus der unfruchtbaren Betrachtung des eigenen Unglücks herauszukommen und Anteil zu nehmen am Leiden des Anderen jenseits der Grenzen des deutschen Vaterlandes. Meine Ueberzeugung, daß das ‚psychologische' Heil Deutschlands auf diesem Wege eines Bemühens liegt, sich aus der Leidens- und Nihilismusromantik herauszureißen und sich mit ganzem Herzen einer Aufgabe hinzugeben, die über den Rahmen Deutschlands hinausgeht, diese meine Ueberzeugung ist, seit ich den Artikel abgeschlossen habe, nur noch gewachsen. In all dem ist nicht die Rede von ‚Moral', sondern von ‚Psychologie'; es handelt sich weder um Vorwürfe noch um Anklagen, höchstens um brüderliche Ratschläge, wie sie ein Freund einem

andern geben kann, in der Erwartung, als Gegendienst ebenfalls solche Ratschläge zu erhalten, wenn er ihrer bedarf. Ich bedaure, daß fast alle Korrespondenten geglaubt haben, sie müßten sich von einer Kollektivschuld entlasten, deren ich sie nie angeklagt habe. Andererseits bedaure ich, daß sie es versäumt haben, mir die positiven Ratschläge auf psychologischem Gebiet zu geben, die ich mir erwünschte und die ich am Schluß des Artikels anregte, damit man mir bei meiner Journalistenaufgabe helfe, gewisse unerfreuliche Auswirkungen der französischen *psychologischen* Einstellung (mentalité psychologique) auf die internationalen Beziehungen aufzudecken, um sie zu korrigieren oder wenigstens zu mildern (man kann ja die Natur nie gänzlich korrigieren). Ich hätte gerne erfahren, was die Deutschen ernstlich über die Franzosen (nicht über die Besatzung!) denken, so wie ich selber unbefangen, aufrichtig und mitfühlend meine Eindrücke in Bezug auf die Deutschen mitgeteilt habe. Ich glaube in der Tat, daß es nützlich ist, wenn einem Leute von außerhalb bisweilen einige treffliche Wahrheiten sagen, die man allein nicht zu finden vermag. Nicht, wie gesagt, weil es leicht wäre, sich zu korrigieren, sondern um zu erfahren und besser zu verstehen, was an uns die andern stört. Darauf ist keine der Zuschriften wirklich eingegangen. Fast alle bemühen sich um Rechtfertigung der deutschen Klagen; keiner der Briefschreiber hat sich genügend von sich selbst freigemacht, um objektiv über den Fall des Andern nachzudenken und herauszufinden, was der Franzose an sich selbst zu korrigieren suchen müßte, um in einer wirksameren Weise an der Aussöhnung unserer Völker zu arbeiten. Um es zusammenfassend noch einmal zu sagen: mir lag an einer psychologischen Analyse auf unsere, der Franzosen, Rechnung, und nicht an einer noch stärkeren Beschäftigung mit dem deutschen Problem von seiten meiner Leser. Diese Analyse des französischen Charakters, jener französischen Fehler, die der Annäherung hinderlich sind, habe ich leider von keinem erhalten (abgesehen von alltäglichen Bemerkungen über die Plackereien, die die Besatzung mit sich bringt). Ich bedaure sehr, daß der Meinungsaustausch nicht zu dieser Klärung geführt hat."

Nachwort der Redaktion: Es bleibt wohl zu bedenken, daß die von Pater Bosc angeregte psychologische Analyse von seiten seiner Leser im allgemeinen daran scheitern wird, daß sie einen engen persönlichen Kontakt mit Franzosen voraussetzt.

Berichte: BUCH UND SCHRIFT

Von Konfuzius zum hl. Benedikt

Das kleine Buch *„Souvenirs et Pensées"* des ehemaligen Ministerpräsidenten und Außenministers von China *Lou Tseng Tsiang* hat über Belgien hinaus große Beachtung gefunden und in kurzer Zeit vier Auflagen erlebt. Und warum? Es ist gewiß nichts Alltägliches, daß ein chinesischer Ministerpräsident katholisch wird, ja sogar Benediktinermönch und Priester. Aber es geht hier nicht um ein Einzelschicksal, um reizvolle persönliche Erlebnisse, es geht um ein wahrhaft weltweites Anliegen, das unsere engen Horizonte hinauszuschieben vermag. Es handelt sich nicht wie bei uns in Oesterreich um 6 Millionen Katholiken, sondern um 450 Millionen Chinesen, die dem christlichen Glauben gewonnen werden sollen.

Und es zeigt sich nun in dem Leben Lous ein Weg, der uns neu, der uns aber sehr glaubhaft scheint. Der Weg von Konfuzius — zu Christus — zu Benedikt. Vielleicht war es doch zu billig, aus einem schnell zusammengerafften Reisewissen heraus ein so verallgemeinerndes Urteil zu fällen wie es G. A. Gedat niedergeschrieben hat: „Die Religionen Chinas sind tot. Der Buddhismus ist in den allermeisten Fällen zur leeren Form geworden. Die Lehre des Konfuzius wurde schauerlichste Spießermoral". Jedenfalls ist Lou als Chinese in seiner führenden Stellung ganz anders befähigt, die wahre Situation seines Vaterlandes zu sehen und zu bezeugen, was noch von der Lehre des Konfuzius in den gegenwärtigen Augenblick hinein wirksam ist.

Lou Tseng Tsiang wurde am 12. Juni 1871 in Schanghai geboren. Mit 13 Jahren besuchte er die Schule für fremde Sprachen, deren Schüler wie eine Art Verräter angesehen wurden, die mit Hilfe ihrer Sprachen ihr Vaterland den Fremden ausliefern würden. Die Eltern hatten ihn aber gelehrt, die Kritik der Menschen nicht zu fürchten. Der Vater war protestantischer Religionslehrer. Lou sah den Wettstreit zwischen den katholischen und protestantischen Missionaren,

Wenn er im Bereich der Würde bleibt, erhebt er und bringt einander näher. Wird er zur Konkurrenz, dann erregt er die Leidenschaften und entfernt sich von der Wahrheit. Daher las er später mit wahrer Freude nach seinem Eintritt ins Kloster in der Regel des hl. Benedikt diesen schönen Grundsatz: Alle Menschen ehren.

Als Lou 1892 an der chinesichen Gesandtschaft in Petersburg Dolmetscher wurde und in die diplomatische Laufbahn eintrat, war es Konfuzius, bei dem er lernte, daß nur eine Sache für den Staatsmann notwendig sei, nämlich: „die natürlichen Tugenden in den Herzen aller Menschen zu entfalten". Kindesliebe und die Arbeit an der persönlichen Vollendung sind nach ihm die wahre Schule für den Staatsmann. Nur in der Familie könne man lernen, was grundlegende Aufgabe des Staatsmannes sei: die Entfaltung der sozialen Tugenden.

Die Lehre des Konfuzius ist keine Religion, aber nach Ku Hung Ming, einem der lesenswertesten modernen Schriftsteller Chinas, liegt gerade darin die Größe des Konfuzianismus, daß er keine Religion sei und doch die Stelle der Religion einehmen könne. Er ist ein glühender Anhänger des Konfuzius und will gleich ihm, daß Menschen und Nationen ihr Herz nicht an Reichtum, Macht und materielles Wohlergehen hängen sollen. Der wirkliche Chinese hat Zartgefühl, guten Geschmack, Takt, Höflichkeit und ein zahmes Wesen. Kurz, alles was dem Menschen hilft, ein Leben des Herzens zu leben. Die uralte sittliche Kultur Chinas, die er durch den europäischen Geist der Machtgier und der Raubsucht bedroht sieht, will er retten. Wie kann also China sich Europas erwehren? Was rät ihm Ku? Gewalt? Der Boxeraufstand bewies, daß ihnen Gewalt nicht mehr hilft. Passive Resistenz? Aber von dieser Methode des Buddhismus hält Ku nichts. „Wenn die Welt schlecht ist, so rasiert der Buddhist seinen Kopf, geht ins Kloster und boykottiert die Welt. Aber in diesem Fall wird die schlechte Welt nur schlechter, und wenn sie immer schlechter geworden ist, kommt sie schließlich so weit, daß sie das Kloster mit all den rasierten Boykottierern verbrennt". Nein, da glaubt Ku schon besseren Rat zu wissen. Was schlägt er vor? Die Methode des Konfuzius. Nämlich? Soziale und politische Mißstände zu beseitigen und die Welt zu bessern, indem man durch ein Leben der Selbstachtung und Lauterkeit moralische Macht gewinnt, dies ist die einzige Macht, auf die China sich verlassen muß, um seine alte Kultur zu retten. Der Europäer traut seinen Augen nicht, aber so steht's da, wörtlich wird Konfuzius zitiert: „Der Edle kann durch ein Leben in Einfalt und Ernst allein Friede und Ordnung in der Welt herbeiführen". „Und wenn der Europäer nicht gar so ein schlechtes Gedächtnis hätte, wüßte er, daß auch Europa diese Methode kennt. Es ist die Methode des hl. Benedikt, der durch sie das Abendland gerettet hat" (H. Bahr).

Und Lou meint, daß von dieser Lehre und Weisheit China bis heute lebe. Dieser uralten Erbweisheit verdankt es die gesunden Familien-Ueberlieferungen, die das chinesische Volk in dem maßlosen Leid, bei Erdbeben, Ueberschwemmungen und Hunger, heiter, ja freudig erhält. Ihm verdankt es das Gleichgewicht seines politischen Geistes und seiner Verwaltungstraditionen, die sich unmittelbar auf die Grundsätze des Familienlebens gründen. In Europa hat Lou das Sterben der Familie beobachten können, in China lebt sie noch. Und es war wie ein Symbol, daß der chinesische Botschafter mit seinen 13 Söhnen nach Rom kam.

Lou, der unmittelbar von Konfuzius herkam, hat die großen Aehnlichkeiten in der Benediktinerregel sehr plastisch gesehen.

Wie das ganze chinesische Volk durch das Innehalten der Mitte geformt wurde, so bekam die Benediktinerregel ihren ausgeprägten Charakter durch die männliche Mäßigung, den weisen Tatsachensinn. Der junge Mensch lernt in der Schule des Konfuzius vor allem die Ehrfurcht vor seinen Eltern, ihnen zu gehorchen, sie zu lieben, nicht über sie zu reden, sondern sie zu verstehen. Im Umgang mit den Geschwistern lernt er, nicht egoistisch zu sein, sich nicht innerlich über sie zu erheben, ihre Fehler gelassen hinzunehmen. So ist er für seine soziale Aufgabe vorbereitet. Die Gemeinschaftsbildung ruht ganz auf der Ehrfurcht vor der Autorität. So war Lou brauchbar geworden für die Familie des hl. Benedikt, die ganz durchwohnt ist von der Ehrfurcht vor Gott, Abt und Brüdern. „Wenn die oben die Formen achten", sagt Konfuzius, „dann wird es das Volk nicht wagen, unehrerbietig zu sein". Und er fragt: „Gibt es einen Grundsatz, nach dem man sein ganzes Leben einrichten kann? Ja, Menschenliebe. Was du nicht willst, das dir getan werde, tu auch den andern nicht". Es ist der gleiche Satz, den der hl. Benedikt als goldene Regel dreimal in seinem Gesetzbuch bringt.

Das ist der Geist, aus dem China das öffentliche Leben zu gestalten suchte. Das Bemühen um die Weisheit ist eine letzte Ent-

sprechung zwischen Konfuzius und Benedikt, welcher das Haus Gottes weise und von Weisen verwaltet wissen will.

Deshalb meint Lou, daß der in China gelebte benediktinische Geist eine große Zukunft habe. Wenn die Mönche dastünden als Wiedergeborene, als Adelsträger Gottes, dann könnten sie den Weg weisen, den China gehen soll. Das würde der Kirche unzählige Söhne bringen und die Klöster mit Legionen von Mönchen bevölkern.

Am meisten verdankte Lou seinem ersten Chef Shu King Shen. Ohne ihn wäre er niemals Diplomat, niemals Mönch noch Priester geworden. Shu lebte und starb für die Erneuerung Chinas. „Die Kraft Europas", sagte er, „liegt nicht in seinen Rüstungen, nicht in seiner Wissenschaft, sie liegt in seiner Religion. Sie werden Gelegenheit haben, die christliche Religion zu beobachten. Wählen Sie den ältesten Zweig, der dem Ursprung am nächsten steht. Wenn Sie können, treten Sie dort ein. Machen Sie sich zu einem Jünger und beobachten Sie das innere Leben. Denn hier muß sein Geheimnis liegen. Wenn Sie es verstanden und die Kraft der Religion Christi erfaßt haben, dann nehmen Sie diese Kraft und geben Sie China dieses Herz." Lou, der mit einer Katholikin verheiratet war, wurde katholisch. Nach ihrem Tod trat er bei den Benediktinern in St. Adré ein. Und nun ruft er seinen Landsleuten zu: „Lest die Regel des hl. Benedikt, führt das Familienleben, das wir führen, seht, wie wir Gebet und Arbeit auffassen und gestalten, und prüft, wie wir Chinesen diese Regel annehmen könnten, die ein Inbegriff des Christentums ist. Unser jetziges Mönchtum ist buddhistisch. Was würde heute unser Land sein, wenn dieses Mönchtum benediktinisch gewesen wäre!"

Er sandte Exemplare der Benediktinerregel an seine Freunde. Das starke Echo ermutigte ihn. Zwanzig führende chinesische Persönlichkeiten schrieben ihm zu seiner Priesterweihe, daß er aus dem Abendland das Beste schöpfe, das er habe. „Ganz China wird Nutzen aus dem ziehen, was Sie uns bringen werden."

Er sieht darin auch einen Anruf an alle Benediktiner, für das Werk bereit zu stehen.

Als die Benediktinerabtei Saint André ein Priorat in der chinesischen Provinz Sze-Chwan gründete, hielt Lou den Augenblick für gekommen, an die Frau des Generalissimus Chiang Kai Shek ein Exemplar der Benediktinerregel zu schicken. Die wenigen Worte dieser wohl begabtesten Frau von China bezeugen die geistige Uebereinstimmung zwischen Morgen- und Abendland: „Ich habe die Regel des hl. Benedikt mit großer Bewunderung gelesen. Welcher Adel in seinem Leben und zugleich welche Gesundheit und Einfachheit. Das Buch hat mir einen so tiefen Eindruck gemacht... Das Christentum hat heute in China größere Möglichkeiten als in irgend einem anderen Land der Welt." Im 7. Jahrhundert reiste ein buddhistischer Mönch aus China nach Indien, um dort durch 17 Jahre das Leben der Buddhaklöster zu studieren. Dann kehrte er nach China zurück und gab dem buddhistischen Mönchtum jenen gewaltigen Antrieb, der den Buddhismus durch alle Provinzen des Landes verbreitete. Es war dies Hinen Tsang.

Die Frage ist nun: Wird das benediktinische Mönchtum im gleichen Maße wie das buddhistische Mönchtum es für Buddhas Ideen war, imstande sein, das Christentum in ganz China auszubreiten, eine Arbeit, deren apostolischer Ertrag unberechenbar wäre? Vielleicht ist Lou Tseng Tsiang trotz seines Alters ausersehen, ein benediktinischer Hinen Tsang zu sein. Er hat jedenfalls den Antrieb einer apostolischen Liebe. Eine Benediktinerabtei ist schon in China gegründet. Pius XII. hat Lou zum Abt ernannt, und er ist nach China aufgebrochen, um der Benediktinerregel einen Weg zu bahnen.

Noch wissen wir nicht, ob Gott den Leuchter des Glaubens von Europa wegnehmen und ihn im äußersten Osten niederstellen wird. Aber das wissen wir, daß dort ein ungeheures Reich, ein sittlich gesünderes und darum glaubenswilligeres Volk bereitsteht, die Botschaft Christi aufzunehmen. Wir stehen doch mitten im Untergang; der Glaube in Europa ist degeneriert.

Als man Tagore fragte, was er vom europäischen Christentum halte, sagte er: „Das Christentum ist wie ein Stein im Wasser. Immer liegt er an derselben Stelle, ist vom Wasser umflossen — von dem Wasser des dreifaltigen Gottes, vom sakramentalen Leben, von Gnade und vom Opferblut Christi. Ich nehme den Stein aus dem Wasser und breche ihn auf. Und siehe da, das Wasser ist nur einen Millimeter tief eingedrungen." So sah er das Christentum: Brauchtum — ohne Ernst und Tiefe!

Die erregende Frage ist die, ob wir ein Werkzeug sein können, brauchbar für den Aufbau des Gottesreiches auf Erden, oder, ob wir ein Stein sind, den man ruhig an seiner alten Stelle im Wasser liegen lassen kann, und die Strömung der Zeit geht über ihn hinweg.

Man könnte sagen: Was geht uns China an? Wir haben mit uns selbst schon genug

zu tun. Als ob ein Christ nur für sich etwas sein und bedeuten dürfte. Schon einmal hat das christliche Europa sich an China versündigt. Wir wollen doch nicht so lange warten, bis wir einmal von China missioniert werden müssen, sondern die hohe Aufgabe begreifen, Werkzeug sein zu dürfen, mit dem Gott seine Wunder tut.

P. *Virgil Redlich O.S.B.*

(in den *„Seckauer Monatshefte"*, Seckau, Steiermark, 1-2/1947).

Eine Attacke gegen das konventionelle „Christentum"

Die einen werden von dem neuen Roman *Robert Morels: „Vous aurez"* (1) („Ihr werdet haben") sagen, er sei zu realistisch, die andern, er sei langweilig. Sicher bedeutet es eine Kraftprobe, 300 Seiten lang die Aufmerksamkeit der Leser auf einen, anscheinend, wie man zunächst glauben möchte, winzigen Gegenstand zu richten. Das Thema: der Haushalt einer Lehrersfamilie, beobachtet in ihrem täglichen Leben. Nicht die geringste Kleinigkeit wird übergangen. Der Autor ist rücksichtslos. Er schildert die Frau, Madame Ailon, vom Morgen bis zum Abend in jeder ihrer Bewegungen, er folgt ihren belanglosesten Gedanken. Er begleitete sie vom Aufstehen bis zum Schlafengehen durch die Kette der Spießbürger und beim Tee, wo diese Damen ihre scheinheiligen Reden führen. Das Gemälde ist düster, die Atmosphäre schwül. Christlich ist nichts in dieser Welt außer der Name. Das sind keine Gläubigen mehr, keine Menschen, die ihr Glaube beseeligte und adelte... hier ist der Glaube, die religiöse Praxis nur noch Anpassung an eine bourgeoise Welt gewöhnlichster Art. Wenn der Verfasser mit diesem Buch eine Anklageschrift vorlegen wollte, so ist ihm das vollauf gelungen, denn selten noch wurden gegen diese Gesellschaftsschicht, von deren Lippen zwar die Versicherung träufelt, daß sie christlich sei, die es im Herzen aber schon lange nicht mehr ist, so harte Worte geschrieben. Nicht einmal Heuchler kann man solche Christen nennen, denn selbst das sind sie nicht mehr: sie sind leere Hülsen, Larven. Robert Morel hat ihre ganze Hohlheit entlarvt mit einer Sicherheit der Linienführung, die ihm mehr Feinde als Freunde schaffen wird. Trotzdem war es gut, daß diese Dinge einmal gesagt wurden. Möge „dieser lange Brief über die Christenheit" nun seine Früchte tragen.

A. W.-V.

(Aus dem Französischen übersetzt)

Berichtigung

In dem Artikel „Der Krieg ist keine Lösung" des letzten Heftes ist auf S. 382 die 19. Zeile von unten bei der Korrektur in der Druckerei doppelt gesetzt worden, so daß die 18. Zeile von unten fortgefallen ist. Der entsprechende Satz lautet richtig: „Dieser (der Sozialismus) wiederum ist die letzte Schlußfolgerung aus Rationalismus und Illuminatentum — ja, er könnte als Anhängsel zur Enzyklopädie erscheinen — und trat schon 80 Jahre vor der bolschewistischen Revolution auf den Plan mit seinen ersten Pionieren, die selbst außerhalb Rußlands auftraten, so daß andere Nationen die Gründer und Lehrer des Marxismus wurden".

Mit dem vorliegenden Heft schließt der 3. Jahrgang, der also 8 Hefte umfaßt. Einem der nächsten Hefte wird ein Inhaltsverzeichnis aller bisher erschienenen Hefte beiliegen.

Mit Beginn des neuen Jahrgangs werden die „Dokumente" in regelmäßiger monatlicher Folge und in verstärktem Umfang erscheinen. Wir sind nunmehr in die Lage versetzt, auch die hohe Auflage in normalem Zeitschriftendruck herstellen zu lassen, also den Rotationsdruck wieder aufzugeben. Gleichzeitig werden auch die sonstigen technischen Unzulänglichkeiten in Fortfall kommen.

Die 2. Auflage des in deutscher Uebersetzung als Sonderheft der „Dokumente" (außerhalb des Abonnements) herausgegebenen Hirtenbriefes von Kardinal Suhard ist soeben erschienen (80 S., Preis 2 Mark).

---

(1) Editions Julliard Sequana, Paris 1947.

INHALT der letzten Hefte

Die Zeitschrift erscheint jährlich in zwölf Heften. Bezugspreis: Einzelheft 2.— Mark;

1/2 Jahr (6 Hefte): RM 12.— und Zustellungskosten
1 Jahr (12 Hefte): RM 24.— und Zustellungskosten

Bezug durch sämtliche Buch- und Zeitschriftenhandlungen oder direkt vom Verlag

Bankkonto: Dokumente-Verlag, Dresdner Bank, Offenburg 01.203

Postscheckkonto: J. du Rivau, Karlsruhe 24.142 / Freiburg 3708 / Berlin NW 87.058

Geschäftsstelle für Oesterreich: Dokumente-Verlag, Wien III, Lothringerstraße 20.

Rotationsdruck: A. Reiff & Cie., Offenburg i. B.

Ferdinand Schöningh, Osnabrück

Buch-, Kunst-, Musikalien- und Lehrmittelhandlung / Verlag / Antiquariat

Z 2542

Bitte stets angeben

Osnabrück, den 11. 2. 1948

Domhof 5 | Lortzingstr. 2 | Fernsprecher 3627

Rechnung für Hochwürden Herrn Kreisvikar Lüdden
Syke 6 / Bremen

	Laut Bestellung vom zur Fortsetzung	RM.	Rpf.	Bezahlt am	RM.	Rpf.	Kasse-Fol.
1	Dokumente 1947/8	2.	-				
	Vers.	.	30				
		2.	30				

Die Zahlung bitte ich unter dem Namen zu leisten, auf den die Rechnung ausgestellt ist. Postscheckkonto: Hannover 6922
Bankkonten: Deutsche Bank, Dresdner Bank | Erfüllungsort für Lieferung und Zahlung: Osnabrück

M&E., Osn. 475473